GEORG

Magazin der Hochschule Sankt Georgen **1 / 2014**

Wie laut es ist,
wenn man leise wird

Impressum

GEORG
Magazin der Hochschule Sankt Georgen

Herausgeber
Rektor der Hochschule

Chefredakteur
Ansgar Wucherpfennig SJ

Redaktion
Carolin Brusky, Moritz Hemsteg, Stephan Herzberg, Igna Kramp CJ, Michael Raab

Bildredaktion
Elke Teuber-Schaper, Sigurd Schaper

Redaktionsassistenz
Claudia Gerhard, Isabella Henkenjohann

Beratung
Peter Lückemeier

Grafik Design
Cornelia Steinfeld
www.steinfeld-vk.de

Druck
Neef und Stumme, www.neef-stumme.de

Redaktionsanschrift
Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen
Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt
Tel. 069. 6061 -0, Fax 069. 6061 -307
E-Mail rektorat@sankt-georgen.de

Vertrieb
Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG
D-48135 Münster
www.aschendorff-buchverlag.de
Tel. 0251-690 131

Bezugsbedingungen
Preis im Abonnement jährlich (2 Hefte): EUR 12,-
Einzelheft: EUR 6,80,-, jeweils zzgl. Versandkosten.
Alle Preise enthalten die gesetzliche Mehrwertsteuer.
Abonnements gelten jeweils bis auf Widerruf. Kündigungen sind mit Ablauf des Jahres möglich, sie müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres eingehen.

ISSN 2195-3430

Nachdruck, elektronische oder photomechanische Vervielfältigung nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion.
Bei Abbildungen und Texten, deren Urheber wir nicht ermitteln konnten, bitten wir um Nachricht zwecks Gebührenerstattung.

Auflage 3.500

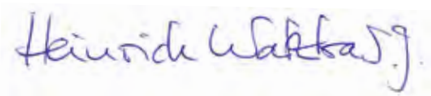
© Sankt Georgen, Frankfurt am Main 2014

Liebe Leserinnen und Leser,

in einer Werbung für Kopfhörer las ich neulich: „Eine Stadt zeigt ihre pulsierende Seele in den Menschen, die sie ausmachen. Und was diese Menschen bewegt, ist Musik, der Soundtrack ihres Alltags.“ Das deckt sich weitgehend mit meinen Beobachtungen. Wenn die Leute nicht gerade telefonieren oder auf ihren Displays scrollen und blättern, tragen sie Kopfhörer oder haben Stöpsel in den Ohren. Sie tauschen den fremdbestimmten Lärm der Straße gegen den selbstgewählten Sound ihrer Musiktitel und Idole. Der souveräne Hörer hört, was er will, und was ihn nicht interessiert, das hört er nicht. „Hörer des Wortes“ hat Karl Rahner den Menschen in dem gleichnamigen Buch zur theologischen Anthropologie aus dem Jahr 1941 genannt. Er glaubte damals, dass jeder Mensch so etwas wie ein „Gehör“ für die Offenbarung Gottes in sich entdecken könne, sogar bevor er tatsächlich etwas von Gott gehört hat und dadurch weiß, dass er hörfähig ist. Rahner interessiert in dem erwähnten Buch, was der Theologie vorausliegt: die transzendente Hörfähigkeit des Menschen.

Wohin soll ich meine Aufmerksamkeit richten, wenn ich nichts mehr hören will außer Gott? Die alten Lehrer des Glaubens geben eine Richtung vor: „Geh nicht nach draußen, kehr wieder ein bei dir selbst! Im inneren Menschen wohnt die Wahrheit“ (Augustinus, *De vera religione* 39). Die Einkehrmetapher entlehnen sie wie die Rede vom ´inneren Menschen´ von Platon und den Platonikern. Plotin empfiehlt seinen Lesern, „auf jedes sinnliche Hören zu verzichten (außer in dem Maße wie es unvermeidlich ist) und die Fähigkeit der Seele, die dem Aufnehmen dient, rein zu bewahren, um bereit zu werden, die Laute zu hören, die von oben kommen“ (*Enneade* V 1, 12). Zu der äußeren und inneren Stille scheint es keine Alternative zu geben, wenn ich mit dem Hören vorankommen will. Der frühneuzeitliche Theologe Melchior Cano kennt zehn theologische Orte (*loci theologici*), die der Wahrheitsfindung der Theologie dienen, darunter die Heilige Schrift, die Autorität der Konzilien, die Heiligen, die Philosophen. Jüngst hat Papst Franziskus als weiteren ´Ort der Theologie´ die Volksfrömmigkeit entdeckt. Es ist nicht verwegen zu sagen, dass die Stille ein erstklassiger Ort der Theologie darstellt, wie übrigens auch für unsere Theologinnen und Theologen. Davon können Sie sich in dem neuen Heft von GEORG überzeugen.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre.



HEINRICH WATZKA SJ Rektor der Hochschule

Inhalt

14 **Titelstory**
Klaus Vechtel SJ
Wie laut es ist, wenn man leise wird

18 **Aus dem Priesterseminar**
Matthias Rejnowski und Thomas Kayser
Exerzitien in der Priesterausbildung

20 **Worte zur Zeit**
Wendelin Köster SJ
Geordnete Verhältnisse

30 **Weltkirche**
Interview mit einer syrischen Familie
»Wir waren in Aleppo zu Hause, bis der Krieg kam«

48 **Vorgestellt**
Peter Lückemeier
Kontaktriese mit ansteckendem Optimismus: Weihbischof emeritus Gerhard Pieschl

Editorial 03

06 **Scientia – Philosophie**
Michael Bordt SJ
Glück und Transzendenz

50 **Aus der Jesuitenkommunität**
Ansgar Wucherpfennig SJ
»Alles hat ein Ende, nur die Wurst hat zwei«

12 **Stimmen aus Sankt Georgen**
Benedikt Winkler
Claudia Gerhard
Stille in meinem Alltag ...

53 **Förderungen**
Petra Muth
Stand der Dinge

44 **Alumni berichten**
Gespräch mit Wolfgang Rösch
»Ich liebe die Kirche«

Impressum 02

34 **Scientia – Theologie**
Klaus Schatz SJ
Muss der Papst seinen Sitz in Rom haben?

26 **Aus den Instituten**

22 **Fragen über Fragen**
an Helmut Föller

23 **Das besondere Buch**
Sebastian Maly
»Was in Krisen zählt« (Michael Bordt SJ)

38 **Pietas**
Sven Boenneke
Beten mit Herz und Verstand

42 **Aus der Hochschule**

54 **Nachgedacht**
Jörg Splett
Der Philosoph Karol Wojtyła

28 **Centerfold**

Glück und Transzendenz

Scientia – Philosophie

MICHAEL BORDT SJ
Vorstand des Instituts für Philosophie und Leadership
Hochschule für Philosophie München

Ist ein gutes Leben ohne Religion und Spiritualität möglich? Vom 11. bis zum 12. April 2014 widmete sich das Symposium „Transzendenzlos glücklich“ in Sankt Georgen dieser Frage. Hier ein Beitrag aus der Hochschule für Philosophie in München.

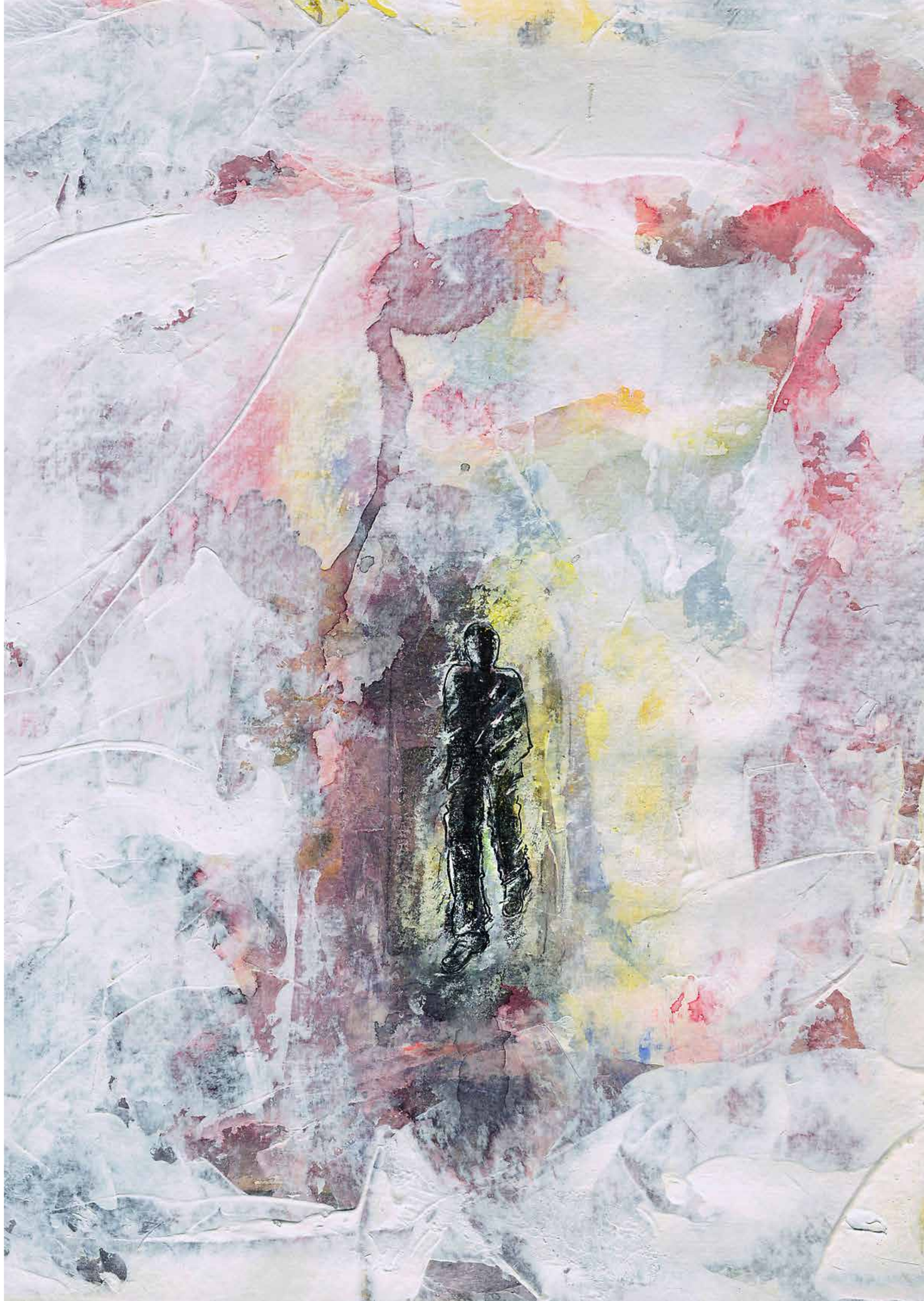
Können wir Menschen in unserem Leben auf Dauer glücklich sein? Sind wir wirklich, wie man so sagt, unseres eigenen Glückes Schmied? Liegt es an uns, also beispielsweise an unseren Fähigkeiten, unserem Charakter, unseren materiellen Möglichkeiten oder auch an unserem Lebensstil? Oder ist es genau anders: Ob wir glücklich sind oder nicht, können wir kaum beeinflussen, sondern hängt am Zufall, am Schicksal, an anderen Menschen oder, wenn man sich religiös oder spirituell versteht, an Gott? Und wie hängt unsere Suche nach Glück mit der Frage nach der Transzendenz zusammen, also mit der Frage danach, ob es überhaupt etwas gibt, das für unser Glück relevant ist, uns aber transzendiert, also ‚übersteigt‘?

Wie soll man sich diesen Fragen nähern? Ein Ansatzpunkt ist, zu klären, was wir unter ‚Glück‘ verstehen wollen. Wir müssen wissen, wonach wir fragen. In der mittlerweile beinahe schon unüberschaubaren Fülle an Literatur über das Thema lassen sich mindestens drei Glücksbegriffe unterscheiden: Zum einen der affektive Glücksbegriff, der weitgehend unserem alltagssprachlichen Gebrauch des Wortes ‚glücklich‘ entspricht.

Menschen sind glücklich, wenn sie sich in einem intensiven, positiven emotionalen Zustand befinden. Wenn wir uns fragen, ob wir eigentlich auf Dauer glücklich sein können, dann meinen wir dementsprechend, ob es uns gelingen kann, dauerhaft mit positiven emotionalen Zuständen unser Leben zu führen und Stabilität in unserer Gefühlswelt zu erreichen, so dass es uns nicht mal gut, mal schlecht geht, sondern wir in dem leben, was die Engländer ‚bliss‘, also Glückseligkeit, nennen. Das wär´s doch eigentlich, oder? Der affektive Glücksbegriff ist alltagssprachlich eng mit ‚Glück‘ als positivem Schicksal verbunden, auf das wir keinen Einfluss haben. Glück haben wir, wenn wir beispielsweise im Lotto die richtigen Zahlen getippt oder bei einer Prüfung genau die Frage gestellt bekommen, auf die wir uns intensiv vorbereitet haben. Beide Verwendungen von ‚Glück‘ hängen miteinander zusammen, so dass es kein Zufall ist, dass wir einen emotionalen Zustand und ein positives Schicksal mit ein und demselben Wort bezeichnen. Zum einen geraten wir in vielen Fällen dann in einen positiven emotionalen Zustand, wenn wir Glück gehabt haben, uns also etwas Positives im Leben widerfährt, das wir nicht selbst haben herbeiführen können. Zum anderen können wir weder positive Gefühlszustände noch ein positives Schicksal selbst herstellen. Wir können uns zwar darauf vorbereiten, positive Emotionen zu erleben; wir können beschließen, uns mit unserer besten Freundin zu treffen oder bei strahlendem Herbstwetter zum Wandern zu fahren – aber ob wir bei dem Treffen oder der Wanderung tatsächlich die positiven Emotionen erleben, die wir uns erhoffen, haben wir nicht mehr in der Hand. Vielleicht ist unsere Freundin schlecht gelaunt und es kommt zum Streit. Oder wir holen uns beim Wandern Blasen, die uns den Spaziergang vermiesen.

Rechte Seite: Transzendenz meint, dass der Mensch in dem, was er ist, über sich hinausgeht. Illustration Elke Teuber-Schaper

Nächste Doppelseite: Glück hat etwas mit dem Zentrum unseres Lebens zu tun. Die entscheidende Frage ist, ob wir etwas gefunden haben, für das es sich zu leben lohnt. Illustration: Elke Teuber-Schaper



Glück als Flow-Erfahrung

Eine zweite Möglichkeit, vom Glück zu sprechen: Glück als ein positives Gefühlserlebnis, das aber spezifischer als der erste Glücksbegriff unmittelbar mit unseren Interessen und Talenten verbunden ist. Dieser Glücksbegriff ist von Mihály Csíkszentmihályi empirisch untersucht und zu seiner Theorie der Flow-Erfahrung weiterentwickelt worden (vgl. z.B. M. Csíkszentmihályi: Flow, Stuttgart 2008). Unter einem Flow-Erlebnis versteht Csíkszentmihályi die Erfahrung, völlig in einer Tätigkeit aufzugehen, die einen wirklich fordert - aber nicht überfordert. Ganz in die Erfahrung vertieft sein zu können, die Zeit zu vergessen und dabei geradezu in einen rauschartigen Zustand gelangen zu können. Wenn ich über das Glück nachdenken kann, was ich gerne tue, ohne dass ständig mein Telefon klingelt. Wenn ich in einem Konzert mit meiner Aufmerksamkeit der Musik folgen kann, ohne dass ständig eigene Gedanken und Sorgen mich um mich selbst kreisen lassen. Die Beschreibung dieser Erfahrung geht bis auf Aristoteles zurück. Aristoteles meinte, wir erleben tiefe Freude dann, wenn wir etwas, das wir sehr gerne tun, ungestört ausführen können. Der zweite Glücksbegriff unterscheidet sich vom ersten, weil wir nicht die Emotion suchen, sondern die ungestörte Tätigkeit. Das beglückende Flow-Erlebnis, das dabei entstehen kann, ist ein emergentes, auf der ungestörten Tätigkeit aufruhendes Phänomen, das ich nur in der Rückschau überhaupt richtig zur Kenntnis nehme und mich daran freue, weil ich in der ungestörten Tätigkeit natürlich nicht einmal auf meinen inneren Zustand achte. Ich bin mit der ganzen Aufmerksamkeit ja bei der Tätigkeit, und nicht beim Flow-Erlebnis. Die Erfahrung des Flow-Erlebnisses kann ich selbst nicht herstellen, aber ich kann aktiv deutlich mehr dafür tun, die Voraussetzungen für ein Flow-Erlebnis herzustellen. Ich kann versuchen, einigermaßen ausgeschlafen zu sein, ich kann mir überlegen, was ich eigentlich überhaupt gerne tue, mir eine Aufgabe suchen, die mich wirklich fordert ohne mich zu überfordern, ich kann mein Handy auf ‚lautlos' stellen usw.

Glück nach der griechischen Erklärung: eudaimonia
Interessanterweise spricht Aristoteles bei der Erfahrung ungestörten Tätigseins nicht von Glück, sondern von der Erfahrung von Freude oder Lust. Für das glückliche, gute Leben benutzt er einen anderen Begriff, den der *eudaimonia*. Er ist unser dritter Glücksbegriff, der sich allerdings etwas von dem entfernt, was wir alltagssprachlich unter ‚Glück' verstehen und eher das gute, gelungene Leben meint. Die griechischen Philosophen haben viel darum gestritten, worin der Sache nach die *eudaimonia* besteht. Wir finden in der Diskussion sehr radikale Positionen: Sokrates und die Stoiker tendieren zu der Annahme, dass das gute Leben eines Menschen ausschließlich von seinem Charakter abhängt. Es ist, anders formuliert, in der Verantwortung eines jeden Einzelnen von uns, glücklich zu sein. Wenn wir es nicht werden, dann machen wir einen Fehler, zum Beispiel weil wir uns von Dingen unser Glück versprechen und ihnen nachjagen, die uns nicht glücklich machen, oder weil wir unsere Lebensgestaltung viel zu wenig davon bestimmen lassen, was vernünftig ist. Interessant für unsere Frage ist an der Diskussion, dass ganz unabhängig davon, wie unterschiedlich die Positionen dem Inhalt nach sein mögen, Einigkeit bei vielen darüber herrscht, dass wir einen Begriff des guten oder gelungenen Lebens brauchen, der das gute Leben nicht davon abhängig macht, dass uns etwas von außen widerfährt, das wir nicht beeinflussen können. Selbst wenn es faktisch nur sehr wenigen Menschen gelingen mag, ein gutes Leben zu führen: Es ist der Sache nach uns Menschen gegeben.

In Anknüpfung an antike Diskussionen über die *eudaimonia* würden auch Vertreter einer zeitgenössischen Version einer Theorie des guten Lebens betonen, dass eine Antwort auf die Frage, ob wir unser Leben als gelungen betrachten, weniger davon abhängt, in welchen emotionalen Zuständen wir uns befinden oder was in unserem Leben passiert – ob sich unsere Wünsche erfüllen und wir im Leben das bekommen, was wir wollen, ob wir genug Anerkennung erhalten usw. - als vielmehr, welche Einstellung wir unserem Leben gegenüber einnehmen, so, wie es faktisch ist. Die entscheidende Frage ist dann nicht mehr, ob wir möglichst viele intensive positive Emotionen erlebt haben oder wie oft wir die Erfahrungen von *Flow* machen konnten, sondern ob wir unser Leben so, wie es ist, bejahen können und mit einer inneren Haltung der Zufriedenheit, bei religiösen Menschen auch Dankbarkeit, auf unser Leben schauen können.

Eine solche Haltung auszuprägen wird in der Regel von Voraussetzungen abhängig sein: Davon, dass wir materiell einigermaßen sicher gestellt sind, dass wir Teil am gesellschaftlichen Leben haben, dass wir Menschen kennen, die uns lieben und von denen wir geliebt werden. Vor allem aber: Dass wir etwas gefunden haben, für das sich zu leben lohnt und das unserem Leben einen Sinn geben mag.

Sind wir unseres eigenen Glückes Schmied?
Bei einem Versuch einer Antwort auf unsere Ausgangsfrage, ob und in welchem Maße wir unseres eigenen Glückes Schmied sind, fallen, wenn wir die drei Glücksbegriffe noch einmal Revue passieren lassen, zwei Aspekte ins Auge: Zum einen, dass wir uns vor allem mit dem dritten Glücksbegriff eher von dem entfernt haben, was wir alltagssprachlich unter einem glücklichen Leben verstehen, denn es ist sicher möglich, ein Leben zu bejahen, das nicht viele intensive positive Emotionen aufweist. Beim letzten Glücksbegriff, der Möglichkeit einer tiefen Bejahung unserer Existenz, selbst wenn sie spannungsreich ist, kann noch ein positives Grundgefühl eine Rolle spielen, das mit einer Bejahung einhergeht (wenn man beispielsweise sagt, man sei sehr glücklich, und dabei keine Gefühlsbewegungen, sondern einen tiefe, sanfte innere Ruhe meint), aber diese Grundgestimmtheit ist etwas anderes als die intensive, zeitlich begrenzte Erfahrung, die man macht, wenn man ausrufen möchte, wie glücklich man gerade ist. Zum anderen fällt auf, dass wir unseres eigenen Glückes Schmied – wenn überhaupt – dann eigentlich nur im Sinne des dritten Glücksbegriffes sind. Dazu, positive, intensive Emotionen zu erleben, können wir kaum etwas aktiv beitragen, auf Flow-Erlebnisse können wir uns vielleicht vorbereiten, indem wir Tätigkeiten ausführen, die ein Flow-Erlebnis mit sich bringen können, aber willentlich herbeiführen können wir sie ebenfalls nicht. Eine positivere Antwort auf die Frage, ob wir es in der Hand haben, glücklich zu sein, lässt sich also, wenn überhaupt, nur in Bezug auf die Einstellung unserem Leben gegenüber entwickeln. Hier liegt es in unseren Möglichkeiten, selbst wenn unser Temperament, unsere Grundgestimmtheit, unsere Beziehungen und unsere Arbeit, unsere psychische Belastbarkeit und auch unsere Spiritualität oder Religiosität diesen Prozess erleichtern oder eben auch erschweren mögen. Werden wir also vielleicht nur dann glücklich, wenn wir uns von dem Bild eines glücklichen Lebens im ersten Sinn ein für allemal verabschieden?

Glück und Transzendenz
Wie verhalten sich nun aber Glück und Transzendenz zueinander? Eine Antwort auf diese Frage hängt wiederum an der Frage, was unter Transzendenz zu verstehen ist. Wer einen starken und optimistischen Transzendenzbegriff vertritt, wird in der Tatsache, dass wir unser Glück nicht ‚machen' können, uns aber nach ihm sehnen, geradezu eine Bestätigung der Rationalität des religiösen Glaubens sehen können: Unsere Sehnsucht ist nicht leer, sie zielt auf Gott. Nur die Annahme einer transzendenten Realität kann unsere Sehnsucht adäquat erklären. Wer einem derartig robusten Transzendenzbegriff gegenüber skeptisch ist, wird Transzendenz eher in einem schwächeren Sinn verstehen wollen. Ernst Tugendhat spricht beispielsweise von einer anthropologischen immanenten Transzendenz und meint damit, dass der Mensch in dem, was er erstrebt, über sich hinausgeht, aber nicht in die Richtung eines absoluten Prinzips oder eines Gottes, sondern einer zunehmenden Sensibilität und einer Aufmerksamkeit für die Tiefen der gesamten Realität. Für welche der Alternativen man in dieser Auseinandersetzung auch plädieren mag: Auf existentieller Ebene ist beiden Positionen gemeinsam, dass sie sich der Spannung zwischen dem, wie wir leben und sind, und dem, wie wir gerne leben und sein würden, bewusst sind. Und wenn es stimmen sollte, was Ignatius von Loyola sagt, dass wir Gott in allen Dingen finden, dann sind die beiden Positionen auch gar nicht so weit voneinander entfernt.

Philosophie studieren in Sankt Georgen

Wollen Sie den Überblick behalten in den Auseinandersetzungen über grundlegende gesellschaftliche und ethische Fragestellungen in einer pluralistischen Welt, und sich kompetent zu Wort melden?

Erhalten Sie eine breite fachliche Fundierung in systematischer Philosophie und Philosophiegeschichte- in kleinen Gruppen und im engen Kontakt zu den Professoren.

Bachelor Philosophie
Jetzt informieren:
www.sankt-georgen.de/philosophie
philosophie@sankt-georgen.de

Stille in meinem Alltag ...

Stimmen aus Sankt Georgen

BENEDIKT WINKLER
11. Semester Diplomstudium Theologie

Wir nennen ihn den „frommen Mittwoch“. Um 6.45 Uhr klingelt das Handy. Eine halbe Stunde später laufe ich mit Vinzenz, meinem Mitbewohner, müde und schweigend durch die morgendliche Stille der Offenbacher Landstraße in Richtung Sankt Georgen. Die Tram 16 rauscht an uns vorbei. Normalerweise stehen wir nicht so früh auf, aber mittwochs ist immer um halb acht Eucharistische Anbetung im Meditationsraum. Eine halbe Stunde knien wir dann mit anderen Studierenden und zwei Jesuiten schweigend und betend vor dem Allerheiligsten. Die Christus-Ikone hat uns im Blick.

Wenn wir nach einer halben Stunde der Anbetung das Tantum ergo singen, ist es draußen heller geworden und im Meditationsraum riecht es inzwischen nach frischen Brötchen, die jemand für das gemeinsame Frühstück mitgebracht hat.

Am Vormittag gehe ich in die Bibliothek. Meine Diplomarbeit, an der ich zur Zeit schreibe, hat auch viel mit der inneren Geistesruhe zu tun. Ich versuche das Verhältnis von Glaubensreflexion und Glaubenspraxis zu analysieren, aus buddhistischer und christlich-ignatianischer Perspektive. Ajahn Chah, ein thailändischer Waldmönch, hat zu Lebzeiten immer wieder gesagt: *Keep the mind empty and let wisdom arise*. Seinen Schülern lehrte er eine besondere Geistesruhe des Gleichmuts, auf thailändisch: *uppekha*. Ignatius von Loyola muss etwas Ähnliches gemeint haben, wenn er von Indifferenz schreibt. Diese auch praktisch einzuüben, ist für mich ein wichtiges Anliegen geworden. Sie befreit und führt zu einer heiteren Gelassenheit.

Das spirituelle Marathon-Programm zieht sich weiter durch den Tag. Um 11.30 Uhr ist Sankt Georgener Messe, wo Studierende und Lehrende der Hochschule zusammen die Eucharistie feiern. Wenn danach alle in die Mensa strömen und an der Essensausgabe warten, kann sich die heitere Gelassenheit gleich im Alltag bewähren... Am späten Nachmittag treffe ich mich mit Freunden von der Theatergruppe, um für das Stück Hysterikon zu proben. Als Aufwärmübung machen wir eine Sitzmeditation, bei der wir nach einer kurzen Zeit der Stille erlebte Gefühle aus der Erinnerung wachrufen. Freude, Hass, Trauer, Liebe. Es ist erstaunlich zu spüren, welche Präsenz und Spannung sich je nach Gefühl im Raum ausbreitet.

Am Abend reflektiere ich den Tag. Was lief gut, wo gab es Schwierigkeiten? Stille heißt für mich, einen Raum zu schaffen, um besser zu hören, um besser hin- und zuzuhören. Aus eigener Erfahrung weiß ich: Wenn mein Geist zur Ruhe kommt, dann bin ich wirklich offen und wach, meine Mitmenschen möglichst vorurteilsfrei wahrzunehmen und die unaufdringliche Stimme in meinem Inneren zu hören.

Doch leider ist es oft nicht so einfach mit der inneren Ruhe. Als ich in Indien einmal verschiedene Meditationsformen ausprobiert habe, hörte ich oft den amüsanten Vergleich, der menschliche Geist sei wie ein betrunkener Affe. Dieser Affe ist ein Meister im Jonglieren von Gedanken; am liebsten spielt er mit Sorgen, Ängsten, Stolz und Vorurteilen, außerdem mit raffinierteren Konstruktionen wie Ich-sollte, Ich-muss, Ich-darf-nicht. Ja, Stille bedeutet für mich auch, meinen Affen zu dressieren, soweit das möglich ist...

CLAUDIA GERHARD
Sekretärin des Rektors der Hochschule

Wenn ich an Stille denke, tauchen zuerst Erinnerungen aus der Kindheit auf. Allen voran die Spaziergänge mit meinem Vater durch den Wald. Wir haben uns an eine bestimmte Stelle des Waldes herangepirscht, von der wir wussten, dass sich dort Rehe befinden. Ich musste dann sehr langsam und leise gehen und als wir an der Stelle waren, von der aus wir die Rehe sehen konnten, habe ich manchmal sogar die Luft angehalten, bis ich mein Herz klopfen hörte. Das war ein sehr aufregender Moment der Stille.

Mit Stille verbinde ich aber nicht nur diese schöne Kindheitserinnerung. Es gab auch Momente der Stille, die nicht leicht auszuhalten waren. Wie z. B. ein Moment peinlicher Stille oder der Schreck, als mein Sohn im Säuglingsalter plötzlich nicht mehr atmete. Wenn ich diese eben genannten Beispiele noch einmal nachspüre, wird mir bewusst, dass die schönen und unangenehmen Momente in der Stille einen Raum bekommen, in dem sie sich besonders eindrücklich und nachhaltig ausbreiten können.

Eine ganz besondere Erfahrung mit Stille habe ich allerdings vor ein paar Wochen gemacht, als ich eine kurze Auszeit in einem Yoga-Ashram verbracht habe. Wer in der Mediation geübt war, konnte morgens um 4.45 Uhr schon für zwei Stunden meditieren oder wie ich um 7.00 Uhr für 25 bis 30 Minuten den Tag mit einer Meditation beginnen. Ich hätte nicht gedacht, wie anstrengend es sein kann, sich 25-30 Minuten in vollkommener Stille hinzusetzen und zu meditieren. Anfangs tauchten viel zu viele Gedanken auf, die mich nicht zur Ruhe kommen ließen. Das bewegungslose und aufrechte Sitzen im Lotussitz war eine weitere Herausforderung. Ließen mich meine Gedanken in Ruhe, meldete sich mein Körper, der mit dieser ungewohnten Haltung Probleme hatte. Es gab über den Tag verteilt bis zum Abend immer wieder kleine Meditationseinheiten und nach und nach wurden die Gedanken während der Meditation ruhiger und ich konnte mich auf die Stille um mich herum und in meinem Inneren konzentrieren und einlassen. Es ist unbeschreiblich, wie viel Kraft und Energie, aber auch Ruhe und Zufriedenheit man nach der Mediation verspürt.

Als ich einer Freundin von meinen Erfahrungen im Ashram erzählte, sagte sie, dass sie noch nicht verstehe, wie man in Stille verharren und die Gedanken ausschalten kann. Sie hätte sogar Angst davor, keine Gedanken zu haben und plötzlich mit sich selbst konfrontiert zu werden. Sicherlich ist es viel schwieriger, wenn man völlig alleine für sich meditiert. Aber in der Gemeinschaft zu meditieren, gab mir Sicherheit und nahm mir die Furcht vor der Konfrontation mit mir selbst. Im Gegenteil, ich hatte gegen Ende der Woche ein Gefühl des Ganz-bei-mir-Seins und der Geborgenheit. Als ich nach der Woche der gedanklichen und körperlichen Stille nach Hause kam, hatte ich ein weiteres interessantes Schlüsselerlebnis. Ich merkte plötzlich, mit wie viel Gedanken ich mich beschäftige, die gar nichts mit mir zu tun haben, die weder mir noch meiner Umgebung nützen und denen ich dennoch Aufmerksamkeit und Energie schenke. Erst durch die Stille hat die Achtsamkeit meinen Gedanken gegenüber eine neue Bedeutung bekommen.

Wie laut es ist, wenn man leise wird

Titelstory

KLAUS VECHTEL SJ
Professor für Dogmatik

Die große Stille

Die große Stille – *The Big Silence* –, so lautet der Titel eines britischen Dokumentarfilms. Es handelt sich hierbei nicht um den Kinofilm, in dem das Leben der Kartäuser im Kloster *La Grande Chartreuse* auf beeindruckende Weise dokumentiert wird. Im Mittelpunkt von *The Big Silence* stehen fünf Frauen und Männer, die ein alltägliches Leben führen zwischen anfordernden Berufen und ihren Familien, Beziehungen oder ihrem Single-Dasein. Diese fünf Personen, von denen sich nur eine als überzeugte Christin bezeichnet, lassen sich auf ein Experiment ein: Eine Reise in die Stille, begleitet von dem Benediktinermönch P. Christopher Jamison. Der Ausgangspunkt für den Benediktiner, der in der katholischen Tradition eines kontemplativen Lebens steht, ist einfach: „Für viele Religionen der Welt gibt es einen einfachen Weg zu Gott. Dieser Weg ist die Stille." P. Christopher lädt die fünf Freiwilligen zunächst ein, an einem Wochenende am Leben der Benediktinergemeinschaft seines Klosters teilzunehmen. Bereits diese Erfahrung stellt für die Teilnehmenden eine Herausforderung dar: „Es war wie … 'Planet der Mönche' … Meine Ohren taten sich schwer, sich an die Stille zu gewöhnen."

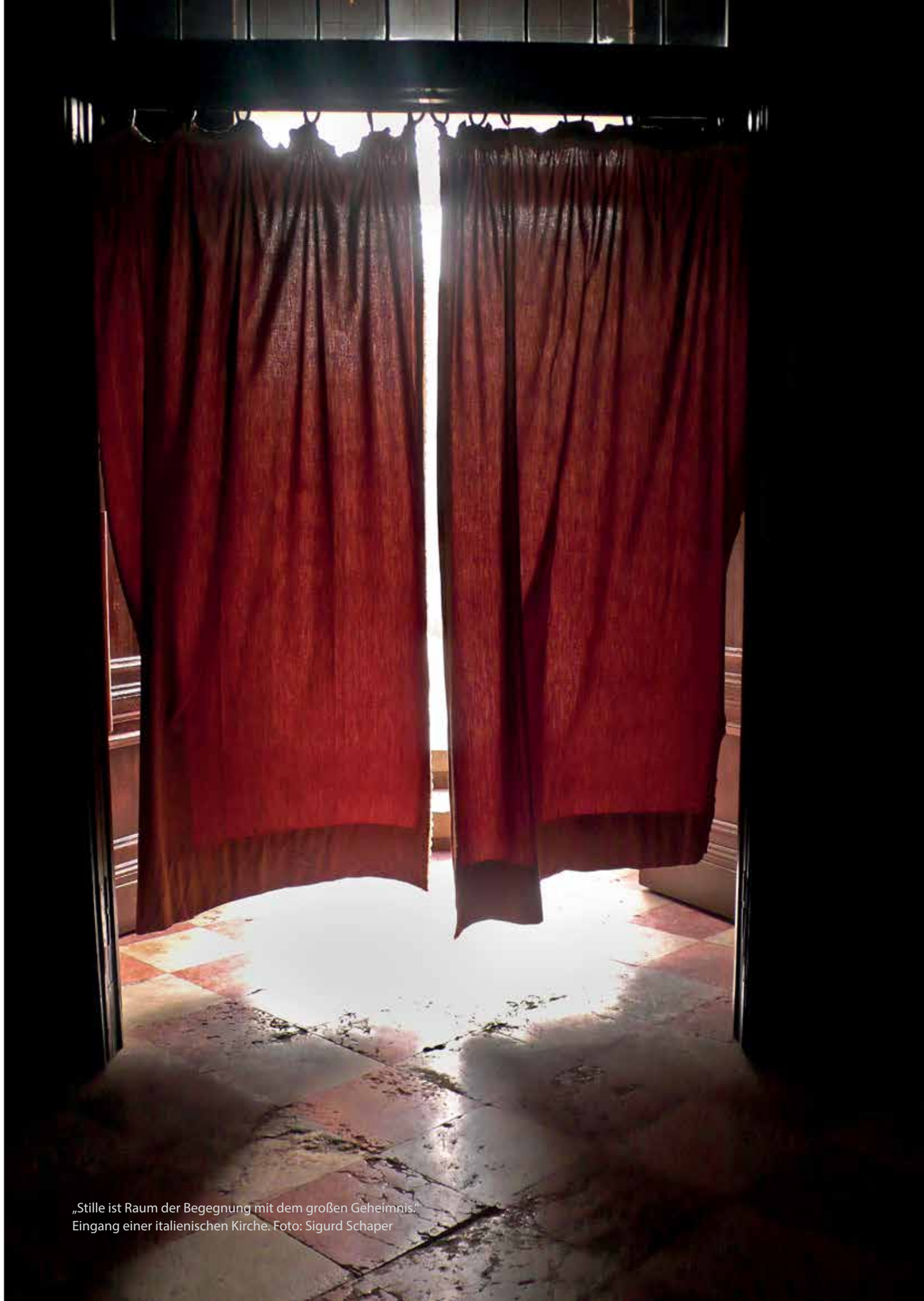
Kurze Zeit später nehmen die fünf Frauen und Männer an achttägigen ignatianischen Schweigeexerzitien im Exerzitienhaus der Jesuiten St. Beuno's, im Norden von Wales, teil. Zu ignatianischen Exerzitien gehört ein strenges Schweigen, mit Ausnahme des täglichen Gesprächs mit einem Begleiter. Internet, Handy etc. sind untersagt. Nach einem Tag entwickelt sich bei den meisten der fünf Teilnehmer ein Prozess, der vielen, die an Zeiten des Schweigens oder an Exerzitien teilgenommen haben, vertraut sein könnte. Sie erfahren, wie laut es ist, wenn man leise wird. Sie sind konfrontiert mit Nervosität und Langeweile, mit Ängsten und Aggressionen; sie halten das Schweigen nicht ein, sondern telefonieren oder reden miteinander; sie inszenieren eine kleine Rebellion, indem sie einen Ausflug in den nächstgelegenen Pub planen (und diese Idee wieder fallen lassen). Die Stille ist bedrohlich: Was bringt sie ans Tageslicht an Verletzungen, unerfüllten Träumen und Wünschen, an Versagen und Schuld? Zwischen dem sechsten und dem achten Tag der Exerzitien nehmen die Widerstände und Ängste der Teilnehmer ab. Sie treten in eine Stille ein, die einer der Jesuitenbegleiter „positive vulnerability" nennt: eine Verletzlichkeit, die gut und heilsam ist. Die Stille und die darin gegebene positive Verletzlichkeit ermöglichen zwei Teilnehmerinnen, den Verlust von geliebten Menschen nicht mehr zu verdrängen, sondern endlich zu betrauern. In der Stille kann einer der Exerzitanten die eigene Einsamkeit, die hinter der Fassade von beruflichem Erfolg und Wohlstand versteckt ist, annehmen, jedoch so, dass sie nicht das einzige Urteil über das eigene Leben ist. In der Stille fällt der Blick auf eine tiefe Quelle von Liebe und Annahme, die die eigene Lebensgeschichte bestimmt. Die Stille ist Raum der Begegnung mit dem großen Geheimnis, das das eigene Leben umfasst und trägt.

Am letzten Abend ihrer Exerzitien sind zum ersten Mal alle fünf Teilnehmer zur stillen eucharistischen Anbetung versammelt, die während der Exerzitien angeboten wird. „The fear is inside of you, not in the silence – die Angst ist in dir, nicht in der Stille", sagt am Ende der Exerzitien einer der Teilnehmer. Ihre Reise beginnt erst: Sie kehren zurück in ihre Familien, ihre Arbeit und sind gewillt, ihrer Lebenswirklichkeit auf eine andere Art und Weise zu begegnen.

Die Antwort der Stille

Die fünf Menschen aus dem Film „Die große Stille" sind einhellig der Meinung, von einem Geheimnis berührt worden zu sein, das ihr Leben übersteigt, auch wenn zwei von ihnen zögern, dieses Geheimnis Gott zu nennen. Wie können Menschen von sich sagen, dass sie in der Stille Gott gefunden haben? Gibt es so etwas wie eine „Antwort der Stille"?

Karl Rahner denkt in einem Brief an einen Freund über eine mögliche Antwort der Stille nach. Dabei rät er seinem Gesprächspartner zunächst nur dies: Halte



„Stille ist Raum der Begegnung mit dem großen Geheimnis." Eingang einer italienischen Kirche. Foto: Sigurd Schaper

In der Stille finden Menschen den Weg, der sie zu den Quellen ihres Lebens führt.
Strandimpressionen. Foto: Sigurd Schaper

dich selbst aus, erwarte kein besonderes Erlebnis, versuche auch nicht, die Stille zu genießen, sondern halte dich nur aus. Was sich in solcher Stille meldet, mag uns erscheinen wie eine große, unfassbare Ferne, eine namenlose, schweigende Leere. Diese Leere ist noch nicht Gott. Sie kann jedoch auf Gott verweisen, weil sie uns ahnen lässt, dass Gott etwas ganz anderes ist als noch ein anderes Ding neben den vielen Dingen, mit denen wir umgehen. Die Leere, die sich womöglich in uns meldet, wenn wir still werden, lässt uns etwas von der grenzenlosen Unendlichkeit und der Namenlosigkeit Gottes erahnen.

Die Stille und die darin sich ausbreitende Leere hat etwas Zweideutiges: Man kann vor ihr erschrecken. Sie kann uns Menschen wie die alles verschlingende Leere des Todes erscheinen. Rahner betont gegenüber seinem Freund, dass es jedoch noch eine zweite Möglichkeit gibt, mit der in der Stille sich meldenden unfassbaren Weite und Leere des Lebens umzugehen. Wir haben die Möglichkeit, die schweigende Leere, vor der wir stehen, als Verheißung zu begreifen. Wir können das unendliche Schweigen, auf das wir in Momenten der Stille stoßen, als die Nähe des unendlichen und unbegreiflichen Gottes verstehen. Wir können entweder erschrecken und bei Angst und Misstrauen stehen bleiben oder darauf vertrauen, dass die Stille und Leere, die uns umgeben, erfüllt sind von dem Geheimnis Gottes. Aber wie ist ein solches Vertrauen möglich? Wie können wir in der Stille eine Antwort Gottes auf unser Fragen vernehmen?

Das Vertrauen, die Stille und Leere, die unser Leben umgibt, als bergende Nähe Gottes anzunehmen, ist dann möglich, wenn wir erfahren, dass wir uns der Stille und der schweigenden Leere in unserem Menschsein verdanken. Durch die Erfahrung der Stille und der oft beängstigenden Leere werden wir als Menschen vor uns selbst gebracht. In der Stille werden wir uns unserer Einsamkeit, unseren Ängsten, aber auch der Tiefe unseres Menschseins, mit unseren großen Fragen und unserer Sehnsucht bewusst. Ohne die Erfahrung der Stille und des Schweigens bleiben wir uns selbst fremd: „Wer nie schweigt, dessen Menschlichkeit zerfährt“, so formuliert Romano Guardini. Weil wir der Stille und dem Schweigen die Tiefe unseres Menschseins verdanken, wird das Vertrauen möglich, in dem Schweigen, das unser Leben umgibt, die unbegreifliche Nähe Gottes anzunehmen. Karl Rahner weist in seinem Brief darauf hin, dass die Erfahrung der Stille und des Schweigens in Glaube, Hoffnung und Liebe gedeutet werden dürfen. Das Vertrauen, Gott in der Stille zu finden, kann nicht andemonstriert werden. Dort jedoch, wo Menschen auf die Spuren von Glaube, Hoffnung und Liebe in ihrem Leben stoßen, dort, wo Menschen durch die Erfahrung der Anerkennung und des Bejahtwerdens berührt werden, können sie in der Stille und im Schweigen den Ausdruck einer liebenden, diskreten Anwesenheit des göttlichen Geheimnisses annehmen.

Offene Stille

Die Heilige Schrift durchzieht die Überzeugung, dass der Gott, der sich in der Geschichte Israels offenbart, alleine Gott ist. Er ist Herr der Geschichte, er ist der Freie, Unendliche. Vor dieser Größe und Freiheit Gottes versagen alle Bilder, die etwas Lautes oder Aufsehenerregendes an sich haben. Die Psalmen sprechen zwar auch von einer Erscheinung Gottes im Sturm und Dröhnen eines Gewitters, im 1. Buch der Könige macht Gott dem Propheten Elija auf eine entscheidend andere Weise offenbar, wer er ist. Elija, der für seinen Gott mit seiner ganzen Existenz gekämpft und sich ereifert hat, ist auf der Flucht. Auf dem Weg zum Gottesberg hat er sich in eine Höhle zurückgezogen und erfährt dort, wie laut es ist, wenn man leise wird. Die traditionellen Momente der biblischen Offenbarung, Sturm, Erdbeben und Feuer, gehen dem Kommen Gottes voraus, sie machen ihn jedoch nicht gegenwärtig. Gott, so übersetzt Martin Buber, offenbart sich Elija schließlich als „Stimme verschwebenden Schweigens“. Elija ist hörend so von diesem Schweigen betroffen, dass er sein Gesicht verhüllt wie Mose am brennenden Dornbusch (Ex 3,6). Elija hat sich für Gott ereifert, doch ist ihm dabei der Erfolg verwehrt geblieben. Jetzt fragt er nach dem Gott, der sich angesichts seines eifernden Propheten in Schweigen gehüllt hat und ihm nicht zu Hilfe kommt. Ausgerechnet in der Stille und im Schweigen erhält er eine Antwort. Elija empfängt von Gott eine neue Sendung, einen neuen Auftrag. Gott ist nicht in den Ereignissen und Bildern von furchterregender Gewalt. Er handelt lautlos und verborgen, indem er Menschen ruft und ihnen ermöglicht, einen Weg des Vertrauens und des Glaubens zu gehen.

Damit ist die Stille, auf die es ankommt, nicht allein eine physische Distanzierung von Lärm und Zerstreuungen. Stille ist kein Privileg von Einsiedlern und Mönchen, sondern eine geistliche Haltung. Stille als geistliche Haltung ist gekennzeichnet durch das Vertrauen auf Gottes verborgene Gegenwart. In der Haltung der Stille wird der Mensch offen dafür, sich von Gott in eine spannungsvolle Wirklichkeit voller Brüche und Wunden senden zu lassen. „Nur in Umkehr und Ruhe liegt eure Rettung, nur Stille und Vertrauen schenken euch Kraft“ (Jes 30,15). Diese Worte, die Gott durch den Propheten Jesaja mitteilt, sind keine Aufforderung zur Weltflucht angesichts einer politischen Bedrohung oder der womöglich bereits eingetretenen Katastrophe der Eroberung Jerusalems und des Exils im Jahr 597. Verworfen wird vielmehr ein überhebliches Vertrauen auf die eigenen Kräfte, das Gott als den Herrn der Geschichte aus dem Auge verliert. Stille und Schweigen sind nicht nur Ausdruck des Vertrauens auf Gott, sie sind eine Erfahrung an und mit Gott. Gott, der sich nicht in lärmenden Machtgebärden und nicht in furchterregender Gewalt offenbart sondern im „verschwebenden Schweigen“, bewirkt und schenkt es, dass der Mensch „harrend und hoffend auf Gott hin schweige“ (Claudia Edith Kunz).

Zum Weiterlesen:

Claudia Edith Kunz, Schweigen und Geist. Biblische und patristische Studien zu einer Spiritualität des Schweigens, Herder 1996.

Karl Rahner, Die Antwort der Stille. Brief an einen Freund, in: Sämtliche Werke Bd.14. Christliches Leben (bearbeitet von Herbert Vorgrimler), Freiburg u.a. 2006, 153–155.

Michael Schneider, Theologie des Schweigens (Edition Cardo Bd. 126), Köln 2005.

Exerzitien in der Priesterausbildung

Rückblick am Ende des Studiums auf die Erfahrungen der Stille

MATTHIAS REJNOWSKI

▶ Wer mich etwas kennt, weiß, dass ich ganz gerne rede und mir der Austausch mit anderen Menschen viel bedeutet. Die Vorstellung, dass ich bei den ersten Exerzitien nach dem ersten Semester jetzt eine Woche komplett im Schweigen verbringen sollte, war mir nicht ganz geheuer. Wo soll ich mit den ganzen Gedanken hin, die mir zwischendurch einfallen? Was ist, wenn mir nach zwei Tagen langweilig wird? Wie kann ich beim Essen den anderen klar machen, wenn ich etwas gerne haben möchte? Diese und weitere Fragen trieben mich um und schienen das „Projekt Schweigeexerzitien“ für gescheitert zu erklären – zumindest für mich. Zum Glück habe ich mich trotzdem darauf eingelassen und mir fest vorgenommen, mein Möglichstes zu tun, damit die Zeit für mich und auch für die anderen nicht zur Tortur wird. Schon bald habe ich jedoch gemerkt, dass mir die Stille irgendwie gut tut. Während meiner ausgedehnten Spaziergänge durch die Weinberge war ich auf einmal viel sensibler für alles, was um mich herum passierte und besonders für die vielen Geräusche, die mir sonst gar nicht so auffielen. Manchmal gelang es, dass sich die äußerliche Stille in eine innere Stille umwandelte. Dadurch konnte ich besser auf Gottes Wort hören und es auf mein persönliches Leben beziehen, was im Getriebe des Alltags oft nicht so leicht möglich ist. Die wenigen Momente am Tag, wo ich dann doch meine Stimme benutzen konnte, wie z. B. bei der Messe und dem Gespräch mit dem Exerzitienbegleiter, waren auf einmal schon deshalb etwas besonderes, weil sie das Schweigen für einige Zeit unterbrachen. Dennoch war die Stimmung natürlich ausgelassen und eine gewisse Anspannung fiel von uns allen ab, als wir am letzten Tag beim Abschlussfrühstück wieder miteinander reden konnten.

Seit diesen Erlebnissen sind inzwischen vier Jahre vergangen und ich komme gerade von meinen vierten und letzten Exerzitien während der Ausbildung im Seminar zurück. Mit dieser Erfahrung kann ich nun sagen, dass ein geistlicher Weg wirklich eine Schule ist, in der man Schritt für Schritt und durch viel Übung immer mehr dazu lernt, aber einem auch vieles mit der Zeit leichter fällt. Nicht ganz unbedeutend waren für mich die „Lehrer“, die mich auf diesem Weg begleitet haben. Aber, um es mit P. Schneider zu sagen, der Jesus selbst zitiert: „Es gibt nur einen Lehrer, und das ist Christus!“ Auch diese Erfahrung durfte ich machen: ich kann mich noch so sehr anstrengen, eine geistreiche Schriftbetrachtung zu halten und ich kann mir noch so sehr vornehmen, eine intensive Meditationszeit zu erleben; aber ich werde nichts auf meinem geistlichen Weg erreichen, wenn ich nicht auf die Gnade Gottes vertraue.

Nachdem ich zweimal an klassischen ignatianischen Schweigeexerzitien teilgenommen habe, hatte ich im Frühjahr 2013 die Gelegenheit, Straßenexerzitien in Berlin zu machen. Bei dieser etwas außergewöhnlichen Form ignatianischer Exerzitien geht es um die Begegnung mit Menschen. Der Fokus liegt darauf, Gott in diesen Menschen zu begegnen. Das äußere Schweigen spielt dabei nur eine untergeordnete Rolle. P. Christian Herwartz SJ, der diese Exerzitien begleitet hat, hat folgenden Satz gesagt, der mir bis heute zu einem tieferen Verständnis verhilft: „Schweigen heißt nicht zuerst, dass ich nicht rede. Schweigen bedeutet vor allem, dass ich zuerst auf den anderen höre.“

THOMAS KAYSER

▶ Wenn Schweigen nicht in erster Linie darin besteht, dass ich nichts sage, sondern, dass ich beginne mehr und mehr zu hören, dann wird klar, warum sich die Erfahrung mit den Exerzitien im Laufe des Studiums immer wieder verändert.

Natürlich ist es eine Herausforderung, die – zweifellos – wichtigen Alltaggeschäfte einfach hinter sich zu lassen. Denn es werden gerade in dem Augenblick, wo man einen stillen Abend, eine *Recollectio* (Besinnungswochenende im Priesterseminar; dreimal pro Semester) oder eben Exerzitien beginnt, immer tausend enorm wichtige Aufgaben anstehen, die man eigentlich noch „mal eben schnell“ erledigen müsste. Denn wenn man ehrlich ist, hätte man jetzt gerade gar keine Zeit zum Schweigen. Und nicht umsonst ist das Schweigen, die Wüste, in der geistlichen Tradition immer ein Ort der Versuchung gewesen.

Denn ist nicht das Schweigen der Ort, an dem ich auf alles verzichten muss, was ich selbst herstellen oder bewirken kann? Und damit verzichte ich auch auf das, worüber wir uns in der Regel – gewollt oder ungewollt – selbst definieren. Wer gerade etwas Wichtiges zu tun hat, der hat eine Aufgabe, wird gebraucht, ist wichtig. Schweigen ist die Herausforderung, auf diese (Selbst-)Bestätigung vollständig zu verzichten. Sich ganz auf das ‚eine Notwendige‘ zu beschränken, dass ich nicht selber herstellen kann. Im Schweigen gilt: *Busy isn´t respectable anymore.*

Hinzu kommt, dass das Schweigen in sich auch etwas durchaus Beängstigendes haben kann. Es könnte ja passieren, dass all das, was mich eigentlich bewegt, und was ich mir durch Lärm und Geschäftigkeit vom Hals gehalten habe, in diesen Momenten des Schweigens und Nachdenkens wieder ins Bewusstsein käme. Schweigen ist unangenehm. Wer mal in einer durchschnittlichen Sonntagsgemeinde versucht hat, Augenblicke der Stille zu halten, weiß was passiert: Husten, Murmeln, Scharren, Räuspern. Wir haben ein erstaunliches Bedürfnis nach Geräusch.

Im Schweigen kommt es nicht darauf an, sich in – meist fromme – Werke zu flüchten, oder erbauliche Betrachtungen zu studieren. Schweigen ist die aktive Bereitschaft, sich Gott auszusetzen. Auf Gottes wohlwollendes Wirken in meinem Leben zu hören. Wer sich im Schweigen Gott zuwendet, kann, indem er über seine eigene Unfähigkeit wie auch über seine eigenen Leistungen schweigt, einen Eindruck davon bekommen, was es heißt, sich von Gott lieben zu lassen.

Geordnete Verhältnisse

Worte zur Zeit

WENDELIN KÖSTER SJ
Rektor des Kollegs Sankt Georgen

Äußerlich gesehen lebe ich in geordneten Verhältnissen. Innerlich gesehen ist das nur die halbe Wahrheit. Ich lebe in ungeordneten Verhältnissen, manchmal mehr, manchmal weniger. Stabil geordnet ist mein Leben bis heute nicht. Ich möchte gern, dass es anders wäre, aber das ist nicht so leicht. Muss ich deswegen resignieren? Nein. Ich kann mich bemühen, meine Verhältnisse zu ordnen. Die Mühe ist nicht vergeblich.

Eine wirksame Hilfe waren und sind für mich die Geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola. Als ich 1959 in den Jesuitenorden eintrat, machte ich diese Übungen zum ersten Mal. Sie dauerten vier Wochen. Seitdem wiederhole ich sie Jahr für Jahr in verkürzter Form, acht Tage lang. Die Überschrift des Büchleins der Übungen lautet: „Geistliche Übungen zu dem Zweck, sich selbst zu überwinden und sein Leben zu ordnen, ohne sich durch irgendeine Neigung, die ungeordnet wäre, bestimmen zu lassen“ (EB 21).

Um mein Leben zu ordnen, muss ich es anschauen. Dazu brauche ich einen Ort und eine Zeit der Distanz von meinem Alltag. Ich brauche Stille. Ich brauche aber auch gute Beispiele, also Personen, bei denen ich in die Lehre gehen und sehen kann, worauf es ankommt. Wo finde ich sie? Ich finde sie in der Bibel; ich finde sie in der Kirche und in meinem Orden; ich finde sie auch außerhalb von Kirche und Christentum. Aber ein besseres Beispiel als Jesus Christus kenne ich nicht. Denn er ist für mich nicht nur Beispiel, sondern Gefährte, nicht nur Modell, sondern Freund. Ich brauche Zeiten und Orte, um mit ihm zusammen zu sein, damit ich meine Verhältnisse ordnen kann. Ich brauche Zeiten und Orte der Stille.

Wo finde ich einen Ort der Stille?
Ein Ort der Stille ist für mich die Sankt Georgener Seminarkirche. Was hat dieser Raum an sich, dass er mir hilft, still zu werden? Ich glaube, das liegt daran, dass dieser Raum geordnet ist. Er ist ein gutes Beispiel für geordnete Verhältnisse. Die Materialien Stein, Metall und Holz stehen miteinander in Beziehung. Die Maße der Gegenstände – Länge, Breite und Höhe - sind aufeinander abgestimmt. Sie stehen nicht in Konkurrenz zueinander, sie bestreiten sich nicht. Die Rundungen und die Kanten fügen sich ineinander. Das Licht der Natur hat freien Zutritt. Die Lockbilder der Warenwelt bleiben draußen. Der Raum hat einen ordnenden Herrn. Auf ihn verweist das hoch aufragende Kreuz mit dem Abbild des Gekreuzigten. Tag für Tag versammelt er an diesem Ort Menschen um sich, an seinem Altar. Im Tabernakel wird er aufbewahrt als Brot, das mir der Himmel schenkt. In diesem Raum spüre ich: Hier ist der anwesend, der alles Ungeordnete auf der Welt ordnet, auch in mir. Die Stille ist kraftvoll. Sie vermittelt seine Kraft.

Wo finde ich eine Zeit der Stille?
Eine Zeit der Stille ist für mich ein Gottesdienst, z.B. eine heilige Messe. Stille bedeutet nicht, dass die ganze Zeit geschwiegen wird. Stille entsteht, wenn die Zeit geordnet ist. Eine geordnete Zeit erlebe ich, wenn das, was geschieht, miteinander in guter Beziehung steht. Dann nimmt die Zeit Gestalt an. An dem, was geschieht, fühle ich mich beteiligt. Was um mich herum vor sich geht, lasse ich durch meine Sinne in das Fühlen und Denken eintreten. Ich frage mich immer wieder: Wenn ich Worte und Sätze durch meine Stimme hörbar mache, bin ich dann selbst „bei der Sache“, die ich vortrage? Wünsche ich, dass die Zuhörenden ebenfalls „bei der Sache“ sind? Können die Zusehenden an meinen Bewegungen und Gesten erkennen, dass ich „bei der Sache“ bin? Gebe ich ihnen die Zeit, die sie brauchen, um mitzukommen? Werden sie sich als Teilnehmende und nicht nur als Anwesende erfahren? Wenn sie beteiligt sind, entsteht eine kraftvolle Stille. Es entsteht Andacht. Das ist die Frucht von geordneten Verhältnissen.

Sankt Georgener Seminarkirche, Foto: Elke Teuber-Schaper

Bitte einmal ausfüllen, Herr Dr. Föller!

Dr. Helmut Föller, Lektor für Kirchenmusik, Organist und Chorleiter, stellt sich dem Fragenkatalog von GEORG

Zum Frühstück... 2 Salami-Brötchen, 2 Tassen Kaffee (schwarz), 1 FAZ

Mit 16 Jahren wollte ich... keinesfalls Theologie studieren

Ich bin Christ, weil... mich meine Eltern haben katholisch taufen lassen

Zur Zeit lese ich... Hanns-Josef Ortheil: Die Erfindung des Lebens

An Frauen (für Männer)/Männern(für Frauen) schätze ich... den Balanceakt der Vereinbarkeit von Beruf und Familie, von Berufung und weiblicher Identität

Mein Lieblingsphilosoph/-theologe... keiner! spontan 2 Namen: Zulehner, Oosterhuis

Dem Papst würde ich raten, wieder einmal ... nach Sankt Georgen zu kommen

Geld macht mich... eher abhängig als glücklich

Drei interessante Wörter: Ein-klang, Zwei-klang, Drei-klang

Kürzlich habe ich mich geärgert über... die Borniertheit/Ignoranz von Kirchenoberen

Ich vergesse die Zeit, wenn ich... mich mit interessanten Menschen unterhalte

In der Zukunft träume ich davon... in meiner „Sehnsucht n.d.g. Anderen" bei mir selbst anzukommen

Sankt Georgen ist für mich ... ein Ort, der mir weiten Raum gibt

Studierenden in Sankt Georgen würde ich raten ... niemals den ganzen Menschen (so auch sich selbst) aus dem Blick zu verlieren!

»Was in Krisen zählt.«

SEBASTIAN MALY
Noviziat der Jesuiten in Nürnberg

Das Bändchen „Was in Krisen zählt" nimmt seinen Ausgang von drei Krisen globalen Ausmaßes: dem internationalen Terrorismus, der Klima-Krise und der Krise der internationalen Finanzmärkte.

Michael Bordt SJ
Was in Krisen zählt
ISBN: 978-3-89883-243-4
96 Seiten
€ [D 7,95 / € [A] 8,20 / sFr 11,90

Der Jesuit Michael Bordt, Professor für Philosophie an der Hochschule für Philosophie in München und seit einiger Zeit Gründer und Leiter des Instituts für Philosophie und Leadership, sieht diese Krisen als Chancen zur Veränderung. Dabei geht es ihm aber weder um politische oder ökonomische Lösungsvorschläge zur Überwindung der Krisen, und er will auch nicht in den Chor der Moralisten einstimmen, die im Krisenfall schnell mit Appellen zur Stelle sind. Er blickt vielmehr mit philosophischer Perspektive auf die Krisen. Als gemeinsame Wurzel der aktuellen Krisen macht er aus, dass Menschen vergessen haben, was im Leben wirklich zählt; viele Menschen waren oder sind noch gefangen in falschen Bildern vom gelingenden Leben bzw. in falschen Werten. Hier liegt die Hauptthese von Bordts Buch. Als falsche Bilder oder Werte identifiziert der Jesuit z.B. Gesundheit, Geld oder Erfolg, dann wenn jemand sein Lebensglück hauptsächlich davon abhängig macht. Diese Werte seien falsch, weil sie nicht halten, was sie versprechen. Richtige Werte hingegen hielten das, was wir uns von ihnen versprechen und können so Leben gelingen lassen. Bordt nennt freundschaftliche Liebe und sinnvolles Tätigsein als zwei Beispiele für richtige Werte. Er beleuchtet auch die Herausforderung, welche die Krise für die Gestaltung der Arbeitswelt mit sich bringt, deren Werte den Werten des Privatlebens zum Teil diametral entgegenstehen. Hier ist für Bordt ein innerer Aufbruch, eine Arbeit an der eigenen inneren Haltung gefordert. Wer seine grundlegenden Werte ändere, könne nicht so weiterleben wie bisher. Dies sei aber ein langfristiger Veränderungsprozess, der Geduld erfordere und vor allem die Einübung der Selbstwahrnehmung, die immer wieder Distanz zum eigenen Denken und Handeln schaffe. Das Buch

schließt mit einer Reflexion auf die praktische Umsetzung des als richtig Erkannten. Bordt setzt dabei auf das ethische Konzept der Tugenden, die er als innere Einstellungen von Menschen einführt, die zu einem gelungenen Leben taugen.

»Es ist besser, ein unzufriedener Mensch zu sein als ein zufriedenes Schwein.«

John Stuart Mill

Das Bändchen, das 2009 zum ersten Mal erschien, ist um ein Vorwort aus dem Jahr 2011 ergänzt, das die Bedeutung einer Grundorientierung im Leben unterstreicht, sowohl um Krisen vorzubeugen, als auch dem Zusammenleben in einer Gesellschaft Ausrichtung zu geben. Das Buch wendet sich an Leserinnen und Leser, welche die eigene Lebensweise angesichts gesellschaftlicher oder globaler Krisen hinterfragen wollen. Bordt gelingt es, auf wenigen Seiten in gut zugänglicher Weise und ohne Fachjargon die große philosophische Frage nach den Bedingungen gelingenden Lebens mit dieser zeitgenössischen Frage zu vermitteln. Dabei bleibt das Buch auf allen Seiten philosophisch nachdenklich und auf gute Weise herausfordernd, was die eigene Lebenspraxis betrifft, ohne belehren zu wollen.

Drei Punkte sollen abschließend hervorgehoben werden, an denen es interessant wäre, Bordts Überlegungen weiterzudenken.

Die Stärke von Bordts Diagnose der gemeinsamen Wurzel der Krisen ist zugleich ihre Schwäche: Sie ist so allgemein, dass sie auf den ersten Blick einleuchtet, aber so unspezifisch, dass sie wohl für die meisten Krisen in der Geschichte der Menschheit genauso zutrifft. Damit stellt sich dann aber die Frage nach ihrer Erklärungskraft für die drei genannten Krisen.

Bordt will nicht auf die moralische Bewertung von Handlungen bei der Diskussion der Frage nach dem gelingenden Leben eingehen. Er möchte dagegen darauf aufmerksam machen, dass z.B. jemand, der maßlos Vermögen anhäuft, mit diesem Verhalten nicht die Zufriedenheit erreichen wird, die er eigentlich anstrebt. Diese Person handelt also klug, wenn sie ihr Verhalten ändert, weil sie sonst ihr Ziel gelingenden Lebens verfehlt. Wenn die Person jedoch in ihren Augen ein gelingendes Leben führt und ihr auch nichts widerfährt, was sie von ihrer Überzeugung abbringen könnte, hätte die Person dann noch einen Grund und, wenn ja welchen, ihr Verhalten zu verändern?

Und zuletzt: Spielen die Auswirkungen des maßlosen Verhaltens der genannten Person auf andere Menschen keine Rolle bei der Reflexion auf die Bedingungen gelingenden Lebens? Hier drängt sich die Frage auf, wie sich der Begriff des gelingenden Lebens zum Begriff der Gerechtigkeit verhält.

Vom gleichen Autor:

Michael Bordt SJ
Die Kunst sich selbst auszuhalten
Ein Weg zur inneren Freiheit
96 Seiten / Format 10,4 x 16,8 cm
€ [D] 8,95 / € [A] 9,20 / sFr 13,50
ISBN 978-3-89883-388-2

»Ich bin nämlich eigentlich ganz anders, aber ich komme nur so selten dazu«

Ödön von Horváth

Anzeige

Sie haben Möbel zu verkaufen?

Wir sind ständig auf der Suche nach Design-Möbeln, -Leuchten und anderen Wohn-Accessoires aus der Zeit zwischen 1920 und 1990.

Möbel aus Teakholz, Palisander, Metall, Stahlrohr. Sideboards, Regalsysteme, Sofagarnituren, Kronleuchter, Stehleuchten, Tischleuchten, Industrieleuchten, Porzellan-Services, Porzellan-Figuren, Skulpturen von skandinavischen, italienischen, deutschen und amerikanischen Herstellern wie z.B. Knoll, Thonet, Vitra, Herman Miller, Kill International, Fritz Hansen, Zanotta …

Rufen Sie uns an, gerne kommen wir unverbindlich bei Ihnen vorbei und schauen uns Ihre Objekte an: 0177 2316913

Oder Sie senden uns Bilder Ihrer Objekte einfach per E-Mail zu:
a.wambach@design-consultants.de

vintage-international

andreas wambach
offenbacher landstrasse 368
60599 frankfurt am main

Institut für Pastoralpsychologie und Spiritualität und Seminar für Religionspädagogik, Katechetik und Didaktik

„Machen Unterschiede Unterschiede? Religionsunterricht in der Primarstufe im Kontext von Pluralität, Heterogenität und religiöser Identität“ – unter diesem Titel wurde ein Forschungsprojekt mit einer Laufzeit von vier Jahren bewilligt. Auf der einen Seite stehen mit Artikel 7, Absatz 3, des Grundgesetzes und den einschlägigen Verlautbarungen der Deutschen Bischöfe die in Jahrzehnten geübte Praxis des katholischen Religionsunterrichts und die Überzeugung, dass seine konfessionelle Prägung zur Bildung und zur Stärkung der Identität Heranwachsender beiträgt und sie zum Dialog befähigt. Auf der anderen Seite erweisen sich Grundschulen heute als kulturell plurale und heterogene Welten, in denen katholische, evangelische, muslimische, anders gläubige und religiös ungebundene Kinder miteinander lernen. Der Anteil katholischer Schülerinnen und Schüler nimmt ab, der Wunsch nach Religionsunterricht in gemischt konfessionellen Gruppen nimmt zumindest an den Schulen zu. Oft sind die Gruppen katholischer Schülerinnen und Schüler zu klein, als dass katholischer Religionsunterricht überhaupt noch erteilt werden könnte. Mit diesem religiösen Wandel stellen sich Fragen der Identitätsbildung neu. Diesen widmen sich unter Leitung von Klaus Kießling zwei unterrichtserfahrene, religionspädagogisch und empirisch versierte wissenschaftliche Mitarbeiterinnen, Frau Dr. theol. Kerstin Rehberg-Schroth und Frau Dipl. Theol. Sandra Sichmann. Zudem wirken Frau Dipl. Rel. päd. Judith Adam und Herr Dipl. Theol., Dipl. Rel. päd. Magnus Pollak daran mit.

Nell-Breuning-Institut

In einem Jahr, im März 2015, steht der 125. Geburtstag Pater Oswald von Nell-Breunings an. Zu diesem Anlass soll ein Buch erscheinen, in dem die Impulse Pater von Nell-Breunings für die bundesdeutsche Sozialpolitik der 1950er bis 1970er Jahre nachgezeichnet werden und danach gefragt wird, welche Anregungen sich daraus für aktuelle gesellschaftspolitische Debatten ergeben. In Vorbereitung auf diese Publikation hat bereits im April 2014 ein kleiner Workshop mit den Autoren/-innen dieses Bandes stattgefunden. Zu diesen gehören u.a. die Professoren/-innen Karl Gabriel, Friedhelm Hengsbach SJ, Hans Günter Hockerts, Franz-Xaver Kaufmann, Christiane Kuller, Ilona Ostner und Wolfgang Schroeder.

Institut Dogmen- und Liturgiegeschichte

Derzeit arbeitet das Institut für Dogmen- und Liturgiegeschichte an der Herausgabe einiger Schriften. Vor der Veröffentlichung steht ein Beitrag mit sakramententheologischen Überlegungen zum Problem der wiederverheirateten Geschiedenen, der in den Quaestiones disputatae veröffentlicht werden soll; ferner eine Monographie mit 350 Seiten zur »Theologie des christlichen Gebetes«. Dr. Sven Boenneke hat den Hymnus Akathistos vom heiligen Seraphim von Sarow übersetzt, er soll noch auf dem Hintergrund der Biographie dieses russischen Starzen bedacht werden. Christian Trenk bereitet zur Zeit die Drucklegung von Beiträgen zur mittelalterlichen und neuzeitlichen Mystik aus dem »Dictionnaire de spiritualité ascétique et mystique« vor, die Prof. Dr. Hermann Josef Sieben SJ übersetzt. Ferner wird Ende Mai 2014 eine Tagung mit mehreren Referenten im Franz Hitze Haus, Münster, stattfinden zum Thema der Verborgenheit Gottes. Mit Sr. Maria Caritas Kreuzer wird momentan für das Sommersemester eine Faksimilia-Ausstellung »Die Welt der Tiere im Bildzeugnis des Glaubens« fertiggestellt, die wieder in der Bibliothek von Sankt Georgen zu sehen sein wird.

Institut für Weltkirche und Mission (IWM)

Wer das Institut für Weltkirche und Mission in den vergangenen Monaten aufgesucht hat, wird dort auf ein neues und ein in Sankt Georgen bekanntes Gesicht gestoßen sein: Dr. Gregor Klapczynski ist seit vergangenem September am Institut tätig und arbeitet an einem Postdoc-Projekt über Mission und Global History. Er ist Theologe mit einer Spezialisierung im Bereich der Kirchengeschichte, der seine bisherige Studientätigkeit weitgehend in Münster verrichtet hat. Dr. Markus Patenge, vormals wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Sankt Georgener Moraltheologie, ist seit September für den Forschungsbereich „Mission und Gesundheit“ verantwortlich. Er bereitet seine Habilitation zum Thema Heilung als integraler Bestandteil der missionarischen Tätigkeit der Kirche vor.
Am 30. September dieses Jahres findet die feierliche Eröffnung des deutschlandweiten Theologischen Stipendienprogramms Albertus Magnus statt, das von der Deutschen Bischofskonferenz gegründet wurde. Außerdem möchten wir darauf hinweisen, dass die IWM-Jahrestagung, die bisher regelmäßig im Herbst stattfand, zukünftig im Frühjahr veranstaltet wird. Im März 2015 werden wir uns mit der Frage beschäftigen, inwiefern Theologie und Kirche Impulsgeber für eine nachhaltige Entwicklung sein können. Unser Kooperationspartner der Jahrestagung 2015 wird das Hilfswerk Misereor sein, das sich weltweit für Nachhaltigkeit und Klimaschutz engagiert.

Hugo von Sankt Viktor-Institut

Das Forschungsprogramm unseres Instituts sieht in diesem Jahr vor, dass die laufenden Projekte fortgeführt und sogar abgeschlossen werden. Darüber hinaus kommt aber ein neues Arbeitsgebiet hinzu. Die langjährigen Arbeiten zur Personenforschung der Pariser Abtei Saint-Victor werden in diesem Frühsommer abgeschlossen mit einem von Frau Dr. Anette Löffler herausgegebenen Forschungsband zum Nekrolog dieses Hauses. Nach der Edition dieses Nekrologs im Jahr 2012 ist es Frau Löffler, in Verbindung mit unserem ehemaligen Mitarbeiter, Herrn Björn Gebert MA, gelungen, eine Gruppe namhafter Mediävisten zu gewinnen, die den Text von neuem untersuchen. Die Ergebnisse dieser Arbeiten werden wir in unserem Corpus Victorinum publizieren.
Frau Dr. Britta Müller-Schauenburg beendet zum 31. März ihre Mitarbeit im DFG-Graduiertenkolleg „Theologie als Wissenschaft“, an dem die Hochschule Sankt Georgen als Kooperationspartner der Goethe-Universität mitwirkt. Ab dem 1. April wird sie ausschließlich an ihrer Monographie über den (Gegen-)Papst Benedikt XIII. (+1422) weiterarbeiten. Vom 4. bis 6. September wird im Erbacher Hof in Mainz die schon länger geplante Tagung im Rahmen unserer Arbeiten zur Bibliotheksgeschichte stattfinden. Sie steht unter dem Titel: „Der Papst und das Buch im Spätmittelalter (1350-1500): Bildungsvoraussetzung, Handschriftenherstellung, Bibliotheksgebrauch“ und wird gefördert von der Fritz Thyssen Stiftung sowie von der Stiftung Hochschule Sankt Georgen.
P. José Luis Narvaja SJ, Gastprofessor unserer Hochschule, ist im Januar zu seinem alljährlichen Forschungsaufenthalt eingetroffen. Neben einem Forschungsseminar, zu dem er an das römische Institutum Augustinianum eingeladen worden ist, führt P. Narvaja seine Arbeiten zu den Rezeptionsweisen und Rezeptionsformen der Kirchenväter im Mittelalter fort, aus denen eine Monographie hervorgehen wird.
P. Berndt hat inzwischen seine Edition des Pentateuch-Kommentars Hugo von Saint-Victor abgeschlossen. In diesem Sommer wird er diesen Text zusammen mit den von P. Narvaja edierten Werken Hugos als den 2. Band der Gesamtausgabe der Werke führenden Autors der Viktoriner veröffentlichen. Neben der Vorbereitung des Ergebnisbandes des letztjährigen Hildegard-Kongresses wird P. Berndt danach mit den Arbeiten an Band 3 der Werkausgabe Hugos von Saint-Victor beginnen.

Anzeige

Anzeige

Immerfort empfange ich mich aus Deiner Hand.
Das ist meine Wahrheit und meine Freude.
Immerfort blickt mich Dein Auge an,
und ich lebe aus Deinem Blick,
Du mein Schöpfer und mein Heil.

Lehre mich in der Stille Deiner Gegenwart
das Geheimnis verstehen, dass ich bin.
Und dass ich bin durch Dich
und vor Dir und für Dich.

Romano Guardini

Anblicke, Elke Teuber-Schaper

»Wir waren in Aleppo zu Hause, bis der Krieg kam.«

Die Geschichte einer syrischen Familie

Weltkirche

Im März 2011 beginnt in Syrien die Revolution. Ein halbes Jahr später erreicht sie Aleppo, die Heimat von Norman, Suzanne, ihrer Tochter Marita und Tante Jacqueline. Sie sind geflohen und haben drei Monate in Sankt Georgen gelebt. Das ist ihre Geschichte.

Die ganze Familie sitzt im Wohnzimmer. Ein Tisch, ein paar Stühle und ein Schrank stehen dort in der ersten Etage des Sankt Georgener Gästehauses. Im Fernsehen läuft eine Kindersendung, die Marita mit Interesse verfolgt. Aus der Küche zieht Essensduft herüber. Wir begrüßen uns auf Deutsch und Französisch. Dann muss Neffe Fadi und unser Dolmetscher auf Arabisch erklären, warum ich hier bin.

Suzanne: Wir haben gestern mit dem Deutschkurs angefangen. Wir sind sehr glücklich.
Norman: Vorher hat Pater Raymond uns viele Sachen beigebracht. Auf einer großen Tafel haben wir die ersten Worte gelernt. Auch Pater Troll hat uns da sehr geholfen. Wir werden hier in Sankt Georgen sehr unterstützt. Marita kann jetzt sogar in den Kindergarten gehen.

Wie kamen Sie nach Deutschland?
Norman: Da wir in Deutschland Familie haben, haben wir uns bei der UN beworben und einen Antrag für die Ausreise nach Deutschland gestellt. Das geht nicht in Syrien. Wir mussten in den Libanon und uns dort vorstellen.
Suzanne: Wir haben zwei Monate dort verbracht.

Wann kamen Sie nach Deutschland?
Norman: Wir sind am 8. November letzten Jahres in Deutschland angekommen.

Wie kamen Sie dann nach Sankt Georgen ins Gästehaus?
Fadi: Meine Mutter, Suzannes Schwester, wohnt in einem Reihenhaus in Frankfurt. Bei uns war nicht genug Platz für alle vier, deswegen haben wir bei der Stadt gefragt, ob es Wohnungen für Flüchtlingsfamilien gibt.
Suzanne: Wir sind Anfang Dezember hier in die Wohnung eingezogen.

Wie haben Sie sich in der ersten Zeit hier in Deutschland gefühlt?
Suzanne: Mir ist schon am Flughafen viel Ballast abgefallen. Wir wollen Frieden haben und nicht um unser Leben bangen. Die Bombardierungen, die Raketen. Das war schlimm.

Wie ist die Situation in Syrien?
Norman: In Aleppo, unserer Heimatstadt, haben die Rebellen die christlichen Stadtteile herum eingekesselt. Assad kämpft gegen diese Salafisten. Ich fühlte mich durch die Armee geschützt. Aber es ist für die Bevölkerung nicht einsichtig, wer gegen wen kämpft. Und jeder stellt es dar, wie er es will, auch die Medien.
Marita hält sich plötzlich die Ohren zu und singt laut vor sich hin. Sie will nichts mehr vom Krieg hören.
Norman: Die Minderheiten müssen geschützt werden. Die Christen leiden sehr.

Wie haben Sie in den letzten Monaten gelebt?
Suzanne: Wir haben uns in unserer Wohnung versteckt. Wir hatten Angst. Die Kleine hat bis heute Angstzustände. Deshalb haben wir irgendwann alles stehen und liegen gelassen.
Norman: Marita geht es schon besser, aber sie vergisst das alles nicht. Wenn ich mal laut werde, dann bekommt sie große Angst.

Dattelverkäufer in Aleppo vor dem Krieg. Die arabischen Schriftzüge auf der Wand bedeuten: Gepriesen sei Gott (Allah), gepriesen sei Muhammad. Foto: Dennis Halft OP

Wie war die Versorgung?
Norman: Gerade in der letzten Zeit hatten wir nur eine Stunde am Tag Strom, kein fließend Wasser. Die Heizungen haben nicht funktioniert. Dabei war Winter. Wir haben uns mit vielen Decken gewärmt. Und wir haben in einem Bett geschlafen, um uns gegenseitig zu wärmen.

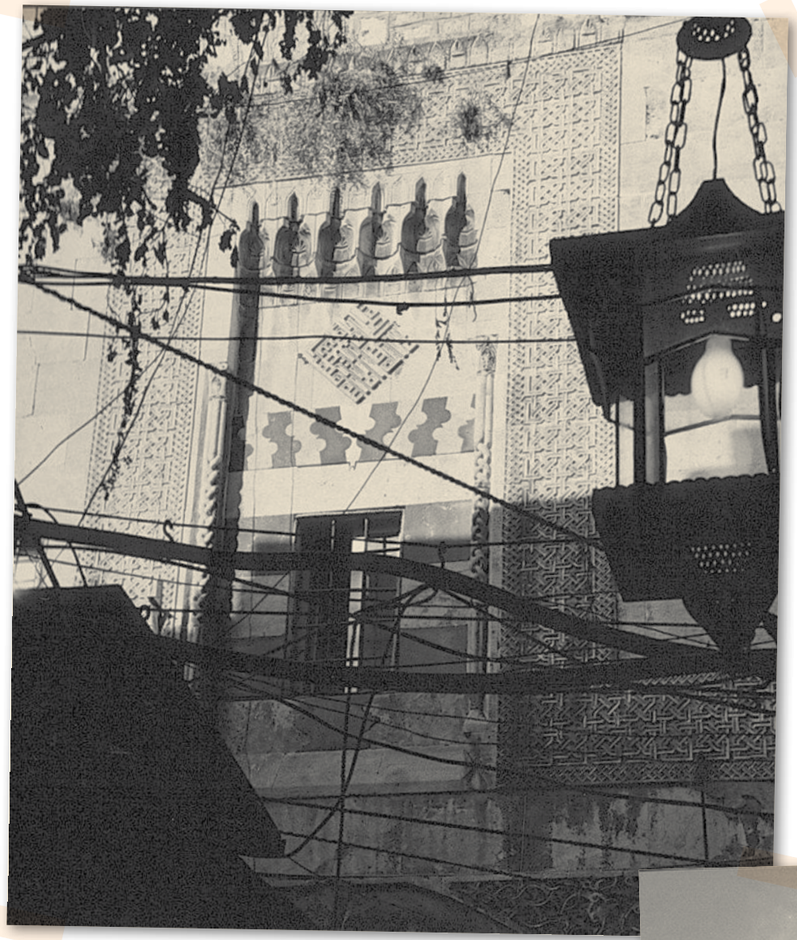
Wie haben Sie sich über Wasser halten können?
Norman: Wir haben ehrenamtlich bei der Caritas gearbeitet. Suzanne hat mit den Kindern gespielt. Ich habe Lebensmittel verteilt. Davon haben auch wir etwas bekommen.

Was haben Sie vor dem Krieg in Syrien gemacht?
Norman: Ich war in Aleppo in einem Elektrovertrieb angestellt.
Susanne: Ich war Grundschullehrerin.
Fadi: Die beiden waren berufstätig. Die Familie hatte ein Appartement, ein Auto. Ihre Lebensweise war syrischer Standard.

Wie ist ihr Eindruck von Sankt Georgen?
Suzanne: Das Gefühl ist unbeschreiblich. Wir sind direkt zu Familienmitgliedern geworden. Der Umgang ist so herzlich. Viele verschiedene Leute fragen nach, wie die Situation in Syrien ist.
Norman: Ach, ich wäre gerne noch länger geblieben. Ich würde gerne hier arbeiten. Er lacht.

Und wie ist es, in einer katholischen Hochschule zu wohnen?
Norman auf Deutsch: Ich bin katholisch. Und dann weiter auf Arabisch: Wir haben in Aleppo viel in der Kirche geholfen und waren der dortigen Gemeinde sehr verbunden.

Welche Rolle spielt ihr eigener Glaube?
Jacqueline: Oh! Die vielen Stoßgebete auf der Fahrt in den Libanon. Sonst wäre es sicher viel schlimmer gewesen. Wir haben viel Glück gehabt.
Fadi: Die Fahrt war sehr schwierig. Aus Syrien zu fliehen ist sehr schwer. Man muss den inneren Sperrkreis und viele äußere Kreise überwinden.
Norman: Wenn der Glaube nicht wäre, wir wären nicht hier. Wir haben oft an Paulus gedacht: „Wenn Gott mit uns ist, dann kann uns nichts geschehen." Das war unser Hoffnungssatz. Das hat uns geholfen.
Suzanne: Von der Idee aus Aleppo zu fliehen bis nach Deutschland. Das haben wir nur durch Gottes Hilfe geschafft. In Vater Troll und Vater Raymond sehe ich Jesus. Sie sind da. Sie helfen uns.



Die Altstadt von Aleppo in friedlicheren Zeiten. Foto: Dennis Halft OP

Fadi erklärt: Auf Arabisch sagt man: *imand hajad*. Das heißt so viel wie: „Der Glaube ist das Leben." Das haben die beiden gesagt.
Die Familie bietet allen Schokolade an.
Norman: In letzter Zeit hatten wir in Aleppo keine Schokolade.

Wie schmeckt denn das deutsche Essen?
Norman auf Deutsch: Oh, Wurst! Wieder weiter auf Arabisch: Wir haben Currywurst gekostet, sehr lecker! Sonst kochen wir aber syrisch.

Und was denken Sie über uns Deutsche?
Norman: Wir dachten: Die Deutschen sind kalt. Auch, dass sie keine Flüchtlinge aufnehmen. Davor hatten wir Angst. Aber ihr grüßt uns. Wenn wir fragen: „Können Sie uns helfen?", dann wird uns geholfen.

Werden Sie irgendwann nach Syrien zurückkehren?
Suzanne: Wir haben in Syrien keine Zukunft mehr. Marita soll jetzt hier zur Schule gehen. Sie ist ja schon sieben. Wir können nicht zurück. Auch wenn es sehr schwer ist ohne unsere Familie.

Haben Sie noch Familie in Syrien?
Norman auf Deutsch: Meine Mutter. Meine Schwester.
Suzanne nickt nur mit dem Kopf.

Haben Sie Kontakt?
Suzanne: Nein.

Warum?
Suzanne: In Syrien funktioniert nichts mehr. Alles ist zusammengebrochen. Wir können nicht mal mit ihnen telefonieren. Und leider können wir nicht unsere ganze Familie nach Deutschland holen.

Ist es nicht schwierig hier in Deutschland, die nötige Hilfe zu bekommen?
Norman: Es geht. Wenn wir zum Beispiel in den Ämtern unsere Geschichte erzählen, dann wird uns schnell geholfen. Dafür sind wir sehr dankbar. Auf Deutsch ergänzt er: Vielen Dank Deutschland!

Und wie ist es für Marita, in Deutschland zu bleiben?
Suzanne: Es ist nicht leicht für sie. Die Freundinnen fehlen ihr.
Fadi: Sie will trotzdem nicht zurück.
Er fragt sie noch einmal, ob sie nach Aleppo möchte. Marita hält sich die Ohren zu und sagt laut nein.
Norman: Bald kommt sie in die erste Klasse. Dann wird es sicher besser.

Was ist Ihr größter Wunsch?
Suzanne: Ich würde gerne wieder unterrichten. Ich habe alle Unterlagen aus Aleppo mitgenommen.
Norman: Ich will arbeiten. Am liebsten jetzt schon. Aber erst mal müssen wir den Deutschkurs machen. Dann können wir hoffentlich in Deutschland Fuß fassen. Wir wollen uns in die Gesellschaft integrieren.

Der Anfang dafür ist geschaffen. Eine eigene Wohnung für die Flüchtlingsfamilie, das war ein schwieriges Unterfangen. Aber es hat geklappt. Die Familie hat im Januar Sankt Georgen verlassen und wohnt mittlerweile zu viert in einer kleinen Wohnung, die Suzannes Schwester organisiert hat. Ganz in ihrer Nähe.
Das Gespräch mit Ihnen führte Isabella Henkenjohann.

Oben: Ummayaden-Moschee in Aleppo, inzwischen zerstört. Foto: Dennis Halft OP

Links: Simeonskloster in der Nähe von Aleppo. Foto: Dennis Halft OP

Muss der Papst seinen Sitz in Rom haben?

Scientia – Theologie

Klaus Schatz SJ
Professor emeritus für Kirchengeschichte

Dass der Bischof von Rom als Nachfolger des heiligen Petrus den Primat über die ganze Kirche und die oberste Lehr- und Leitungsgewalt hat, dies hat das Erste Vatikanische Konzil 1869/70 feierlich definiert und das Zweite Vatikanum bestätigt. Aber trotzdem könnte man sich fragen: Ist damit nicht bloß die Frage beantwortet, wo ich in der bisherigen 2000-jährigen Geschichte und bis heute das Einheitszentrum der Kirche und den Träger der höchsten Gewalt finde? Dann ist es wenigstens bisher der Bischof von Rom. Aber muss er es für immer sein? Oder könnte ein Papst oder ein vom ihm bestätigtes ökumenisches Konzil in Zukunft den Sitz des Primates in eine andere Stadt verlegen, meinetwegen nach New York oder auch irgendwo in die Dritte Welt? Wäre der Papst nicht auch dort Nachfolger Petri? Zugegeben, eine solche Verlegung des Primats wäre heute wohl kaum sinnvoll und erst recht keine Lösung kirchlicher oder vatikanischer Reformprobleme. Und in welche Abhängigkeit von politischen oder wirtschaftlichen Mächten würde sich dann der Papst begeben? Aber das, was wir uns heute nicht als sinnvoll vorstellen können, muss nicht für alle Zeiten unmöglich sein. Es dispensiert nicht von der Frage: Muss die Bindung an Rom für alle Zeiten bis ans Ende der Welt bestehen, so dass sie niemand, auch der Papst selbst nicht, auflösen kann?

Gründe gegen eine dauernde Bindung an Rom

Es gibt Gedankenspiele und theologische Erwägungen, eine solche Verlegung des Primats für möglich zu halten. Die Dynamik der Apostelgeschichte geht von Jerusalem, der heiligen Stadt, nach Rom, dem profanen Zentrum der damaligen Welt, nicht nur Reichshauptstadt, sondern eine kosmopolitische Stadt mit wohl einer Million Einwohnern oder darüber. Dies ist der Gang des Evangeliums: vom Volk Israel und dem einmaligen Christusereignis in die ganze Welt; und Rom steht hier für die Welt schlechthin. Man kann dann fragen: Ist Rom nicht inzwischen für die katholische Christenheit das „Jerusalem" die heilige Stadt geworden, die aber in Wirklichkeit keineswegs mehr das Zentrum der Welt bildet? Muss oder zumindest kann hier nicht auch ein vielleicht missionarischer Weggang in die wirklichen Zentren der Welt geschehen? Kann es für die neutestamentliche Kirche eine „heilige Stadt" geben, die als Fixpunkt der kirchlichen Einheit unwandelbar bleibt? Ist dies nicht ein Merkmal des Gottesvolkes des Neuen Bundes, dass es in keiner Weise ortsgebunden ist, nicht nur – was selbstverständlich ist – in seiner Ausdehnung und Mission, sondern auch in seinem sichtbaren Zentrum?

Oder ein anderer Gedanke in derselben Richtung: Das besondere Ansehen, dass die römische Kirche schon in den ersten drei Jahrhunderten genoss, steht nicht isoliert da. Rom stand als Ort des Martyriums Petri und Pauli – beide gehörten immer zusammen – innerhalb eines Netzes „apostolischer Kirchen", d. h. Kirchen, in denen Apostel gelebt, gepredigt oder gar ihr Martyrium erlitten hatten. Außer Rom gehörten abgesehen von dem Sonderfall Jerusalem dazu: Antiochien, Alexandrien, Ephesos, Thessalonich, Korinth. Hier, so setzte man voraus, ist die Tradition dieser Apostel besonders lebendig, hier ist der gute Geist des Ursprungs; diese Kirchen sind weniger als andere in Gefahr, häretischen Neuerungen zu verfallen. Im Zweifel hält man sich an sie. Rom hatte hier sicher einen besonderen Vorsprung, schon weil es die Gräber von gleich zwei Aposteln vorzeigen konnte, die zusammen für einen Großteil der neutestamentlichen Tradition standen. Aber es stand nicht isoliert da. Es gab nicht den einen „Apostolischen Stuhl", sondern mehrere. Aber diese Vorstellung von apostolischen Kirchen im Plural, in denen, weil einmal ein Apostel dort wirkte, die Tradition besonders sicher und zuverlässig sei, haben wir im zweiten Jahrtausend längst aufgegeben. Ist es dann nicht auch konsequent, die dauernde Bindung des Primats an Rom aufzugeben?

Papstfigur in Breslau, Foto: Sigrud Schaper

Schließlich könnte man argumentieren: Was, wenn Rom als Stadt untergehen würde oder wenn keine nennenswerte christliche Gemeinde dort mehr existieren sollte? Der Papst als Bischof von Rom *in partibus infidelium* „im Gebiet der Ungläubigen“ – wäre Rom als Zentrum der katholischen Kirche dann nicht eine bloße Fiktion?

Das Veto der Geschichte

Was zuallererst ein Veto gegen solche Gedankenspiele einlegt, ist die reale Geschichte. Sie sagt im Grunde: Wenn eine solche Verlegung je sinnvoll schien, dann nicht erst heute oder in Zukunft, sondern schon mehrfach in der Geschichte, aber sie ist gerade aus prinzipiellen theologischen Gründen nicht geschehen! Zunächst einmal: Mittelpunkt der Welt, d.h. der mediterran-nahöstlichen Welt, ist Rom schon seit dem 4. Jahrhundert nicht mehr. Dies war seitdem Konstantinopel. Und tatsächlich hat es ja auch Ansätze in der Richtung gegeben, dass Konstantinopel als Reichshauptstadt deshalb auch den kirchlichen Vorrang haben müsse, so etwa im 28. Kanon des Konzils von Chalkedon. Aber sie wurden gerade von den Päpsten scharf zurückgewiesen, so von Papst Leo dem Großen, der argumentierte, in der Kirche gehe es nicht um den politischen Rang einer Stadt, sondern um ihre apostolische Bedeutung. Und für die Freiheit der Kirche vom Staat hat es sich als providentiell erwiesen, dass die Stadt der Päpste nicht gleichzeitig auch Kaiserstadt und politisches Machtzentrum war.

Aber wie war es dann in der Westkirche? Auch hier schien zeitweise ein anderes Zentrum sinnvoller als Rom. Wir haben die Episode der Päpste in Avignon: von 1309 bis 1376, und mit den Avignoneser Päpsten im Großen Schisma sogar bis 1409, also ein volles Jahrhundert! Auch in Avignon blieben die Päpste freilich Bischöfe von Rom und nicht von Avignon; aber sie residierten in Avignon und hatten Rom meist nie gesehen. Interessant dabei ist aber, dass in praktisch-funktionaler Hinsicht Avignon gegenüber Rom fast nur Vorteile bot. Es lag mehr im Zentrum der lateinischen Christenheit, war zumal für die nordalpinen Länder leichter zu erreichen, war schließlich gesünder und sicherer als das malaria- und banditenverseuchte Rom des 14. Jahrhunderts, was man schon daran erkennen kann, dass die Avignoneser Päpste durchschnittlich länger regierten als die römischen vor und nach ihnen.

Trotz dieser praktischen Vorteile wurde der Zustand in der Christenheit mehr und mehr als anormal empfunden. Nicht zuletzt charismatisch begabte Frauen wie Katharina von Siena und Birgitta von Schweden machten sich zu Sprechern dieses Empfindens: Rom war schließlich Stadt des heiligen Petrus, hier hatte der Papst als sein Nachfolger zu residieren, dorthin hatte er zurückzukehren, und überall anders war er im Exil!

Was jedoch die Überlegung betrifft, Rom könne als Stadt oder als christliche Gemeinde aufhören zu existieren, so ist zu sagen: In allen Dingen, die mit Heilsgeschichte und der geschichtlichen Konkretheit des Christentums zu tun haben, kann man immer nur mit dem argumentieren, was real geschehen ist, nie mit dem, was theoretisch möglich wäre und geschehen könnte. Denn hier haben wir es nicht mit apriorischen Möglichkeiten zu tun, sondern mit der faktischen Leitung der Geschichte durch Gott, der verhindert, dass bestimmte Dinge geschehen, die grundsätzlich möglich sind. So lange es nicht geschehen ist, wissen wir nicht, ob es je geschieht; und wenn es nie geschieht, ist es kein Gegenargument. Und die geschichtliche Erfahrung sagt eher: Ohne den Papst hätte Rom möglicherweise schon als Stadt zu existieren aufgehört und wäre nur noch ein Ruinenhaufen. Und solange es Sitz des Primats bleibt, ist es extrem unwahrscheinlich, dass in ihm christliches Leben aufhört.

Rom als Bindung an den Ursprung

Man muss deshalb wohl sagen: die Bindung an Rom und damit an das Grab Petri – und Pauli – ist ein quasi sakramentales Zeichen der Bindung der Kirche an ihren apostolischen Ursprung: ein Zeichen dafür, dass der Primat nicht bloß eine menschliche Einrichtung der administrativen Zweckmäßigkeit ist, sondern mehr, nämlich Bindung an den Ursprung. Hier ist wiederum eine Entscheidung eines Konzils interessant, nämlich des Konzils von Sardica (heute Sofia) 342 (oder 343). Es ging um die Frage: Was tun, wenn Nachbarbischöfe einen Bischof absetzen, und er beugt sich nicht? Denn in den dogmatischen Zerklüftungen und Richtungskämpfen nach dem Konzil von Nikaia (325) war die Absetzung von Bischöfen ein Mittel des kirchlichen Machtkampfes geworden. Einfach der regionalen Bischofssynode – heute wäre es die Bischofskonferenz – die Entscheidung zu überlassen, genügte nicht mehr, weil sie häufig Partei war. Dies war also ein neues akutes Problem, für das eine neue institutionelle Regelung zu schaffen war. Aber das Konzil begnügte sich nicht damit, für neue Notwendigkeiten neue Rechte und Institutionen zu schaffen. Denn dies hätte in der Konsequenz bedeutet, die Kirche nur nach menschlichen Zweckmäßigkeiten zu ordnen. Vielmehr wurde bestimmt: *Petri memoriam honoremus* – „Ehren wir die memoria Petri!“ - Die *memoria* war sein Grab und gleichzeitig die Präsenz seiner Tradition in der römischen Kirche. Und deshalb sollte in diesem Konfliktfall mithilfe des römischen Bischofs eine – übrigens möglichst synodale – Lösung gefunden werden. Für neue Notwendigkeiten muss die Kirche neue Regelungen finden; aber sie muss dabei doch auf ihre Tradition blicken, ob und wo sie hier nicht Autoritäten findet. Beides gehört zusammen; und beides hat den Primat geschaffen, wie er geschichtlich geworden ist.

Ein Nazi-Slogan, der besonders nach der Reichspogromnacht 1938 ausgerufen wurde, lautete: „Ohne Juda, ohne Rom bauen wir den deutschen Dom!“ – Mit sicherem Instinkt wurde hier die historische Konkretheit des Christentums aufs Korn genommen. Sie besteht einerseits in der bleibenden Bindung an Israel und an das Alte Testament, das nicht durch irgendeine andere religiöse Tradition zu ersetzen ist – auch hier hat es ja schon in der Frühzeit der Kirche Versuche der Entjudaisierung unter Berufung auf die Universalität des neuen Gottesvolkes gegeben. Anderseits besteht sie aber ebenso in der Bindung an Rom als Ort der apostolischen Tradition. Diese Bindung ist deshalb unaufgebbar. Ohne sie würde der Primat eine Sache rein der menschlichen Zweckmäßigkeit und nicht mehr der Bindung der Kirche an ihren Ursprung; er würde im Grunde in der Luft schweben. Jerusalem und Rom, jeweils in anderer Weise, bleiben Fixpunkte des neuen Gottesvolkes.

Anzeige

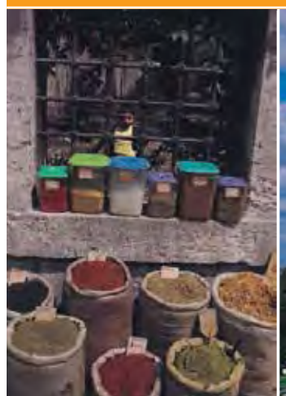
»Auf den Spuren des Apostels Paulus I«

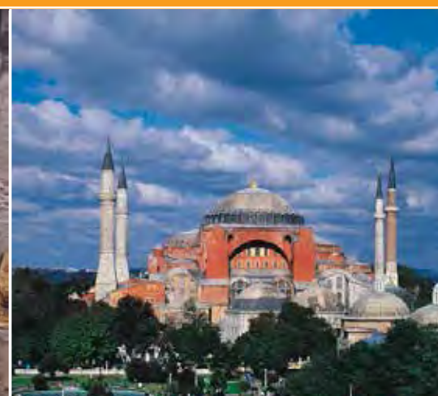
Reisepreis -
€ 1.195,- jeweils p. P. im DZ
Einzelzimmer: + € 165,-

Bildungsreise
in die westliche Türkei
17. bis 26.09.2014

Wollten Sie schon immer einmal auf den Spuren des Apostels Paulus wandeln und einige seiner wichtigsten Lebensstationen, wie sie uns aus der Apostelgeschichte und seinen Briefen überliefert sind, besuchen? Dann nehmen Sie teil an der Studienreise „Auf den Spuren des Apostels Paulus I – Bildungsreise in die westliche Türkei“ vom 17. – 26.09.2014.
Neben den verschiedenen Orten, die wir aus den biblischen Erzählungen über das Leben und Wirken des Apostels Paulus kennen, erkunden wir auch die Metropole Istanbul, das alte Konstantinopel, das zu einem der wichtigsten Schauplätze der frühen Kirche und des Christentums insgesamt gezählt werden kann.
Die Reise wird geistlich von Prof. P. Dr. Dieter Böhler SJ begleitet und steht unter der Schirmherrschaft des Kollegsrektors. Reiseveranstalter ist Tobit-Reisen aus Limburg.

Weitere Informationen/ Kontakt:
mail: bildungsreisen@sankt-georgen.de
fon: 0160/92396090





Beten mit Herz und Verstand

SVEN BOENNEKE
Wissenschaftlicher Mitarbeiter für praktische Theologie,
Habilitation in Liturgiewissenschaft

Das Herzens- oder auch Jesusgebet ist ein ideales Gebet für einen Moment der Stille. In den vergangenen Jahrzehnten ist es in unterschiedlichen Varianten bei uns heimisch geworden.

Das Herzensgebet hat, ähnlich wie andere Meditationsweisen, in den letzten zwei bis drei Generationen den Westen erreicht. Im neuen Gotteslob wird es vorgestellt als „bewährter Weg, um in der Gegenwart Christi leben zu lernen und zu einer tiefen Verbundenheit mit ihm zu gelangen“ (GGB 6,8), und ist schon im bisherigen Gotteslob „als ein Weg zur inneren Freiheit“ bezeichnet, „eine Meditation, an der auch der Körper beteiligt ist“ (GL 6,1).

Das Herzensgebet ist eine praktische Umsetzung des christlichen Glaubens an den Namen Jesu und das unablässige Beten damit (1 Thess 5,17), denn „uns ist kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, in dem wir das Heil erwarten“ (Apg 4,12). Ein Beten mit dem Namen Jesu ist dabei eine Grundhaltung des inneren Menschen, und kein ständiges Tun. Sein Ziel ist das ewige Leben, nämlich die Kenntnis des einzigen wahren Gottes (Joh 17,3).

Als „Weg des Namens“ steht ihm zuerst die ehrfürchtige Verehrung des Gottesnamens in allen Richtungen des Judentums nahe. Äußerlich bestehen Ähnlichkeiten mit dem muslimischen Dhikr ebenso wie mit dem Nama-Japa im Hinduismus und dem Nembutsu im Amidabuddhismus, denn sie alle gründen auf Anrufungen von Gottesnamen.

Die Ursprünge

Das christliche Herzensgebet beginnt bei den ägyptischen Wüstenvätern. Seit dem Wüstenvater Antonius werden Stoßgebete im Ringen um Sammlung und Herzensruhe gebraucht. Hierzu dienten kurze Schriftverse, z.B.: „O Gott, komm mir zu Hilfe; Herr, eile mir zu helfen“, aber auch der Name Jesu Christi. Diese Namensanrufung wurde noch in der Spätantike auf dem Sinai zusammen mit einer leiblichen Gebetsmethode im Herzen Teil einer Lebensweise in Stille. Im Byzanz des Mittelalters war dieses Herzensgebet dann weitverbreiteter, integraler Bestandteil des orthodoxen kirchlichen Lebens bei „allen Christen, groß und klein“, so die Vita des Gregor Palamas; im 14. Jahrhundert erfolgten dort grundsätzliche praktische und dogmatische Klärungen. In der Neuzeit wurde schließlich u.a. durch eine Anthologie wichtiger Texte zum Herzensgebet – die „Philokalia“ – eine Neubelebung auf dem Athos, in Rumänien und Russland, angestoßen.

Wenn hier im Folgenden das Herzensgebet vorgestellt wird, werden dabei die östlichen Väter selbst zu Wort kommen, denn ihre Sprache ist bereits eine erste Schule dieses Gebetes.

Das Herzensgebet im orthodoxen Osten

In seiner klassischen byzantinischen Form ist das Herzensgebet eingeborgen in eine aktive Teilnahme am normalen kirchlichen Leben, also keine besondere „Spiritualität“. Seine Übung beginnt unter Anleitung des geistlichen Vaters oder Beichtvaters mit einem Schritt in die innere Welt: „Sei eifrig, in die Kammer einzugehen, die drinnen in dir, und du wirst die himmlische Kammer sehen; diese und jene ist ja eine. Und durch ein Eingehen wirst du beide schauen. Die Leiter zu jenem Reich ist drinnen in dir, verborgen in deiner Seele. Tauche du selbst in dich, weg von der Sünde, und du wirst dort Aufstiege finden, durch die du aufsteigen kannst“ (Isaak der Syrer; vgl. Mt 6,6 und Lk 17,21). Konkret geschieht dies folgendermaßen: „Setz dich an einen abgelegenen und ruhigen Ort für dich allein ..., schließ die Tür, und sammle deinen Verstand von jeder vorläufigen und nichtigen Sache fort; und dann lege ... dein Kinn auf deine Brust, um auf

Linke Seite: „ikone 1“, Andreas Skipis

„ikone 2“, Andreas Skipis

„ikone 3“, Andreas Skipis

diese Weise des Gebetes wegen auf dich selbst mit deinem Verstand und deinen Sinnen zu achten; und halte ein wenig auch deinen Atem an, dass du dort deinen Verstand habest, um den Ort zu finden, wo dein Herz ist, und damit dort ganz und gar auch gänzlich dein Verstand sei“ (Symeon der Neue Theologe). Voraussetzung dafür ist „die Kehre des Verstandes zu sich selbst und der durch sich selbst erfolgende Aufstieg zu Gott. Die Kehre des Verstandes zu sich selbst aber ist das Bewahren seiner selbst“ (Gregor Palamas). Oder geraffter: „Beuge den Kopf, sammle deinen Verstand in deinem Herzen, und rufe den Herrn zu Hilfe, indem du das ‚Herr Jesus Christus erbarme Dich meiner‘ sprichst“ (Gregor vom Sinai). Dies ist die übliche, feste Gebetsformel geworden; daneben sind andere Varianten, vor allem der Name selbst, in Gebrauch – je nachdem, was sich jeweils als praktikabel erweist.

Ein solcher pragmatischer Ansatz gilt auch für die „psychotechnische Methode“, sich der Atmung o.ä. zu bedienen. Etliche Autoren warnen, sie ohne fach- und herzenskundige Anleitung zu versuchen. Keine Methode, und sei sie noch so korrekt ausgeführt, könnte das Herzensgebet „machen“. Sicher gibt es förderliche Bedingungen im inneren und äußeren Leben, die der Beter gestalten kann und sollte; das Gebet aber ist das Ziel, die Methoden jedoch bleiben Hilfsmittel. „Wesentlich ist dies: den Habitus zu erwerben, mit dem Verstand im Herzen zu stehen – innerhalb unseres physischen Herzens zu sein, wenn auch nicht physisch. ... Der einfachste Weg, dies zu erreichen, ist, beim Werk des Gebets mit Gott zu sein, insbesondere durch Kirchgang. Wir müssen uns aber entsinnen, dass unser die Mühe ist; die Sache selbst, die Vereinigung von Verstand und Herz, aber ein Gnadengeschenk, das der Herr uns gewährt, wann Er will“ (Feofan der Klausner).

Herz, Verstand und Gebet

„Beten mit dem Herzen“, „beten im Herzen“, „von Herzen beten“ – ja vielleicht, aber beten „mit dem Verstand“? Mit dem Verstand (*noūs, mens*) tun wir uns mangels eines eindeutigen deutschen Begriffs und einer präzisen Vorstellung davon eher schwer. Im Kontext des byzantinischen geistlichen Menschenbildes meint Verstand konkret den „Ort Gottes“ im Menschen, sozusagen seine personale Mitte oder sein innerstes Selbst, in der die Ebenbildlichkeit zu Gott gründet: Darum bin ich hier für Gott empfänglich. Deshalb gilt es, genau an dieser „Schnittstelle“ das göttliche Erbarmen herabzurufen, da der sich offenbarende Gott beim Namen rufen lässt. Beten heißt so, „dem Verstand gemäß zu leben“, insofern „das Gebet das der Würde des Verstandes ziemende Wirken“ ist, nämlich „der Aufstieg des Verstandes zu Gott,“ wobei dieser „Zustand des Verstandes einzig durch das Licht der Heiligen Dreifaltigkeit gewirkt wird“ (Evagrius Pontikus, nach G. Bunge), das ungeschaffene Licht der Gottheit, das auf dem Tabor vom Herrn ausgestrahlt ist (Mt 17,2; Lk 9,29).

Dieses innere Gebet ist in andere geistliche Vollzüge wie Gottesdienstbesuch und Empfang der Sakramente, persönliche Askese und aktive Nächstenliebe gleichsam eingebettet, denn die Kontemplation Gottes ist Herzmitte eines bewussten Lebens im Leibe Christi. In Kenntnis der eigenen Kräfte und Grenzen hat christliches Mühen doch als Maß die Fülle Christi (vgl. Eph 4,13); demzufolge ohne Herzensdemut und Herzensreinheit kein Herzensgebet: „Gib Blut, und empfange Geist“ (Longinus). Denn „der Heilige Geist Selbst ist es, der diese Dinge gewährt und der das wahre Gebet lehrt, die wahre Liebe, den wahren Sanftmut ... . Der Heilige Geist Selbst wird in uns beten, um uns das wahre Gebet zu lehren ...“ (Makarius der Ägypter, vgl. Röm 8,26).

Dieses Gebet ist außerdem denkbar nüchtern:

„ikone 4“, Andreas Skipis

„ikone 5“, Andreas Skipis

„Wenn du also zuhause sitzt, gedenke Gottes, da du deinen ganzen Verstand erhebst, ihn wortlos auf Gott wirfst und den ganzen Zustand deines Herzens vor Seinem Angesicht ausgießt, und durch die Liebe dich an Ihn anschmiegst. Das Gedenken Gottes ist ja Schau Gottes, ... und indem sich der Verstand zu Gott hinkehrt, wird er, beim Aufhörenlassen aller bildhaften Vergegenwärtigungen der Dinge, bildlos sehen“ (Theolept). Das Abwehren, später Freiwerden von Gedankenfetzen, inneren Bildern, Gefühlsstürmen, leidenschaftlichem Verhaftetsein etc. ist einerseits Anfang einer Bekehrung des Herzens; andrerseits ist es Grundvoraussetzung für den Versuch, Gottes ohne Verirrung oder Verblendung gewahr werden zu wollen. „Weder lass das Göttliche beim Beten in dir bildhaft werden, noch lass deinem Verstand eine konkrete Gestalt eingeprägt werden, sondern gelange stofflos zum Stofflosen“, denn: „Gebet ist ja ein Ablegen gedanklicher Vergegenwärtigungen“ (Evagrius Pontikus).

Das Herzensgebet im Westen

Das Herzensgebet wird gegenwärtig in seiner ursprünglichen, vorbyzantinischen Form im koptischen Mönchtum praktiziert. In verschiedenen orthodoxen Lokalkirchen ist es an die jeweilige Mentalität angepasst in Übung. Außerdem ist es seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts außerhalb der Orthodoxie im Westen heimisch geworden; Wegmarken dafür sind das Erscheinen der ersten vollständigen Übersetzungen grundlegender Schriften wie der „Aufrichtigen Erzählungen eines russischen Pilgers“ (1974) und der „Philokalie“ (2004). Mittlerweile ist ein breites Schrifttum zum Thema vorhanden, das von Spruchsammlungen der Wüstenväter bis zu Esoterika reicht und dem ein entsprechendes Seminar- und Exerzitienangebot korrespondiert.

Ein bekanntes Beispiel für Herzensgebet im Westen ist Emmanuel Jungclaussen: Der Altabt der Benediktiner in Niederaltaich hat vom orthodoxen Ansatz her das Herzensgebet für ein innerliches Leben unter heutigen Bedingungen entfaltet. Mit Grundvertrauen in Gottes Erbarmen empfiehlt er zur Sammlung, zunächst dem Atem zu folgen, um dann das Jesusgebet zu beginnen. Dabei rät er zu Körperhaltungen, die unverkrampft eine achtsame und ehrfürchtige Gebetshaltung befördern; von zwei regelmäßigen Zeiten an den Tagesrändern werde sich das Gebet allmählich ausbreiten. Zudem betont er die besondere Rolle einer regelmäßigen Lesung des Neuen Testaments für diesen „Weg der Wandlung“, auf dem die Bitte um das Erbarmen Jesu „zum Weg einer bedingungslosen Hingabe“ wird. Aber es gibt auch Jesuiten, die das Herzensgebet mit den Exerzitien verbinden: Franz Jalics hat Geistliche Übungen entwickelt, die durch körperzentrierte Sammlung unter der Anrufung des Namens Jesu in eine „kontemplative Lebenshaltung“ führen.

Das Herzensgebet hat sich in unterschiedlichen Epochen, Kulturen und Konfessionen in verschiedener Weise inkulturiert und durchaus unterschiedlich entwickelt. Es erweist dabei ein Potential, auch unter den Lebensumständen der Gegenwart ein einfacher, alltäglicher Weg zu Innwerdung und Stille in der Kirche zu sein; eine Hilfestellung, um in der Kammer des Herzens gesammelt, geziemend den Vater in Geist und Wahrheit anzubeten.

Altvater Pambo sagte: „Hast du ein Herz, kannst du gerettet werden.“

Pflanzung eines Franziskusbaumes

Am 4. Oktober 2013, dem Fest des Hl. Franziskus, ist im Park von Sankt Georgen eine Zeder zu Ehren von Papst Franziskus gepflanzt und anschließend durch den Kollegsrektor P. Wendelin Köster SJ gesegnet worden. Noch als Pater Jorge Mario Bergoglio SJ hatte der Papst Mitte der 80er Jahre einige Monate in Sankt Georgen verbracht und für seine Doktorarbeit recherchiert.

P. Alois Stenzel SJ †

Am 11. Oktober 2013 verstarb in der Seniorenkommunität des Jesuitenordens in Köln-Mülheim Prof. em. Pater Dr. Alois Stenzel SJ, der von 1953-1985 als Professor für Dogmatik und Liturgiewissenschaft dem Lehrkörper der Hochschule angehörte.

Verleihung der Ehrendoktorwürde an Frau Prof. Dr. Hainthaler

Die Theologische Fakultät der Universität Freiburg in der Schweiz hat am 15. November 2013 Frau Prof. Dr. Theresia Hainthaler die Ehrendoktorwürde verliehen. Frau Prof. Hainthaler ist seit 2007 Honorarprofessorin für Christologie der Alten Kirche und Theologie des Christlichen Ostens an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen.
In der Würdigung der Fakultät heißt es: „Die Theologische Fakultät hat den Ehrendoktortitel an Theresia Hainthaler verliehen, […] die sich zur Gänze der wissenschaftlichen und ökumenischen Arbeit aus einer tiefen kirchlichen Überzeugung und Solidarität widmet. Nach dem Studium der Mathematik begann sie Theologie zu studieren und wurde Mitarbeiterin von Kardinal Alois Grillmeier. Seit 1994 ist sie für das Projekt Jesus Christus im Glauben der Kirche verantwortlich. Dieses Projekt hat sich zum Ziel gesetzt, die gesamte christliche Literatur der Spätantike auf ihre christologischen Aussagen hin wissenschaftlich zu untersuchen und zu verstehen. Die Autorin engagiert sich ebenfalls sehr für den ökumenischen Dialog, nicht nur auf akademischem Niveau, sondern sie war für den Einheitsrat der Katholischen Kirchen als Beraterin im «Joint Committee for Theological Dialogue between the Catholic Church and the Assyrian Church of the East» (2002-2004) tätig, bevor sie zum Mitglied der «Commission for Theological Dialogue of the Catholic Church and the Orthodox Churches as a whole» und des «Joint Coordinating Committee for the Theological Dialogue of the Catholic Church and the Orthodoxe Churches as a whole» ernannt wurde. Auch für die Deutsche Bischofskonferenz ist sie als Konsultorin für den Dialog mit den Ostkirchen tätig.“

Alt-Sankt Georgener wird Weihbischof in Seoul

Timothy Yu Gyoung-chon wurde am 30. Dezember 2013 von Papst Franziskus zum Auxiliarbischof im südkoreanischen Bistum Seoul ernannt. Er war 1993 zum Studium nach Sankt Georgen gekommen und hat dort im Jahre 1998 im Fach Christliche Gesellschaftsethik promoviert. Die Bischofsweihe fand am 5. Februar 2014 statt.

Prof. Dr. Ulrich Rhode SJ an die Päpstliche Universität Gregoriana berufen

Prof. Dr. Ulrich Rhode SJ ist durch den Generaloberen der Gesellschaft Jesu, Prof. Dr. Adolfo Nicolás SJ, mit Schreiben vom 14. Februar 2014 an die Kanonistische Fakultät der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom berufen worden. Er wird seine neue Tätigkeit mit Beginn des neuen Studienjahres im Herbst 2014 aufnehmen. Pater Rhode vertritt seit dem Jahr 2000 das Fach Kirchenrecht an unserer Fakultät, zunächst als Lehrbeauftragter und Dozent und nach seiner Habilitation am Kanonistischen Institut der Ludwigs-Maximilians-Universität München im Jahr 2003 als Professor. Er hatte mehrere Leitungsämter an der Hochschule inne. So war er von 2004-2006 Prorektor und von 2006-2010 Rektor.

VERGANGENE VERANSTALTUNGEN

13.11.2013: Tag der Kirchenmusik: „Symphoniae Armonie Caelestium Revelationum“ – zu den Gesängen der heiligen Hildegard von Bingen
Referentin: Sr. Lydia Stritzl OSB, Abtei Sankt Hildegard, Rüdesheim

13.11.2013: Öffentlicher Abendvortrag: „Warum ich kein Christ bin“
Referent: Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Kurt Flasch

20.11.2013: Öffentlicher Abendvortrag: „Ein Blick hinter die Kulissen: Das Zweite Vatikanum aus der Sicht des Konzilstagebuches von P. Otto Semmelroth SJ“
Referent: Prof. Dr. Klaus Schatz SJ

29.01.2014: Akademie zu Ehren des Hl. Thomas von Aquin / Grundsteinsegnung Priesterseminar
Vortrag: „Das Katholische als Herausforderung. Überlegungen zur gegenwärtigen theologischen Diskussion um die Kirche“
Referent: PD Dr. Klaus Vechtel SJ

06.02.2014: „Diese Wirtschaft tötet“ (Papst Franziskus) Ein Streitgespräch zu Kirche und Kapitalismus mit Dr. Rainer Hank, Ressortleiter Wirtschaft bei der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, Prof. Dr. Bernhard Emunds, Direktor des Oswald von Nell Breuning-Instituts, Dr. Georg Hornrich, Katholische Akademie Rabanus Maurus

08.04.2014: Studientag des Instituts für Weltkirche und Mission (IWM)
„Eine arme Kirche für die Armen.“

11. und 12.04.2014: „Transzendenzlos glücklich? Die Entkoppelung von Ethik und Religion in der postchristlichen Gesellschaft.“
Symposion der Stiftung Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt am Main

KOMMENDE VERANSTALTUNGEN

29.06.2014: Sommerfest in Sankt Georgen
04. und 05.07.2014: „Was soll ich tun? Was ist der Mensch? Zur Bedeutung der Anthropologie für die Ethik der Antike“
Fachtagung der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen und dem Erbacher Hof, Akademie des Bistums Mainz.
11.07.2014: Abschiedsvorlesung Prof. Dr. Josef Schuster SJ
24.10.2014: Festakt zur Einrichtung der Stiftungsprofessur *„Katholische Theologie im Angesicht des Islams“.*

Jubilare

14.06.1929: Rupert Lay (90 J.)
24.07.1949: Michael Schneider (65 J.)
05.10.1954: Heinrich Watzka (60 J.)

Anzeige

Wenn es schön werden muss...

GENTES & HEINZ
• Polsterwerkstatt
• Dekorationswerkstatt
• Raumausstattung

ANNE-ROSE HEINZ
Raumausstattermeisterin
Offenbacher Landstr. 237
60599 Frankfurt am Main
Tel.: 069-652483
Fax: 069-655405

Anzeige

Unterstützen Sie das neue Hochschulmagazin GEORG!

Spendenkonto
Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen e. V., PAX-Bank e. G.
Ktnr.: 4003 600 101 / BLZ 370 601 93
BIC: GENODED1PAX/ IBAN: DE13 3706 0193 4003 6001 01
Verwendungszweck: Hochschulmagazin

»Ich liebe die Kirche«

Gespräch mit Wolfgang Rösch

A

Alumni berichten

Herr Generalvikar, in Rom ist die Entscheidung gefallen, dass Bischof Tebartz-van Elst nicht mehr Bischof von Limburg ist. Der Administrator Weihbischof Manfred Grothe hat Sie zu seinem Stellvertreter gemacht. Sind Sie unglücklich, wenn Sie ihr neues Amt wieder aufgeben müssten?

Ich bin sehr erleichtert und dankbar. Erleichtert, weil eine lange Zeit der Unsicherheit und des Wartens zu Ende ist. Und dankbar, weil diese Entscheidung richtig ist und uns allen die Möglichkeit zu einem neuen Anfang gibt. Ich habe Respekt vor dem Bischof, der durch sein Rücktrittsangebot dem Papst eine schwere Entscheidung abgenommen hat. Für mich selber ändert sich zunächst nicht so viel. Meine Amtsbezeichnung ist komplizierter geworden (Ständiger Vertreter des Apostolischen Administrators), aber meine Aufgabe einfacher, denn es ist wieder ein ordentlicher Ordinarius da.

Sie haben auch in Sankt Georgen studiert – wann war das?

Ich war nur in den philosophischen Semestern da, von 1984 bis 1986. Ich verdanke diesen Jahren sehr viel – die sehr gute Philosophie. Da lernt man klar zu denken und zu unterscheiden. Und dann für die Freundschaften mit den Mitstudenten und das Kennenlernen der Professoren. Beides ist eine sehr gute Grundlage für eine Bistumsidentität.

Was ist Ihnen aus dieser Zeit besonders in Erinnerung geblieben?

Neben dem Studium sicher die Ignatianische Spiritualität, die ich sehr schätze. Sie hilft mir sehr, bei einer guten eigenen Kirchlichkeit Andersdenkende im Glauben und in der Theologie verstehen zu wollen und sie nicht gleich zu verurteilen. Für unser Bistum ist Sankt Georgen ein wichtiger Identifikationspunkt. Ich verdanke Sankt Georgen sehr viel.

Welches Fach haben Sie besonders gerne besucht?

Ich habe ein großes Interesse an Religionsphilosophie und Erkenntnistheorie. Außerdem an geschichtlichen Fächern. Ich glaube, man muss die eigene Geschichte gut kennen, um richtig Denken zu lernen und um die Gegenwart zu verstehen. Für die Spiritualität hat mir die Bibelwissenschaft am meisten gegeben, aber meine eigentliche Leidenschaft ist die Dogmatik.

Womit haben Sie sich in Ihrer Diplomarbeit auseinandergesetzt?

Da ich nach dem Vordiplom in Rom weiterstudiert habe, ist mein Studienabschluss nicht ein Diplom sondern eine Lizenz in Theologie. Die Lizentiatsarbeit schrieb ich über einen Abschnitt aus *Lumen Gentium*, wo von der Kirche als Sakrament die Rede ist. Kirche ist kein Selbstzweck, sie ist für die Menschen da. Auch für die Menschen, die sich nicht zur Kirche gehörig fühlen. Mit Hans Urs von Balthasar kann man das im Gedanken der Stellvertretung verstehen, mit Karl Rahner als sichtbare Form der Annahme der Selbstmitteilung Gottes im Gegensatz zur impliziten der Menschen außerhalb der Kirche, die dennoch ihrem Gewissen folgen. Vielleicht ein wenig kompliziert – für mich aber war das sehr fruchtbar.

In der kirchlichen Debatte ist derzeit viel von weniger Zentralismus die Rede. Wie beurteilen Sie Ihr Amt vor dem Hintergrund der eigentlich angestrebten Dezentralisierung?

(lacht) Tatsächlich besteht eine Ambivalenz. In den letzten Monaten waren wir sehr froh, dass wir Rom haben. Dort hat man sich sehr unserer Probleme angenommen und sie zu lösen geholfen. Wenn wir aber von der Weltkirche reden, dann ist eine stärkere Eigenständigkeit der Ortskirchen in ihren Kulturräumen wünschenswert, ohne als Kirche die sichtbare Einheit zu verlieren – eben der katholische Weg.

Welchen Eindruck haben Sie von dem neuen Administrator? Er ist ja von Rom bestellt, aber man hat den Eindruck, er unterstützt die neue hoffnungsvolle Stimmung im Bistum?

Wir hätten es nicht besser treffen können. Schon während der Arbeit am Prüfbericht ist uns aufgefallen, wie gut Weihbischof Grothe zuhören und die Menschen zu sprechen ermutigen kann. In seiner stillen, klaren und geistlichen Art wird er uns sehr helfen, in den kommenden Monaten den Boden für einen unbefangenen Neuanfang zu bereiten und den Weg der Aufarbeitung und Versöhnung ehrlich weiterzugehen. Unser Bistum und ein kommender Bischof können schon heute sehr dankbar sein.

Wolfgang Rösch, „Ständiger Vertreter des Apostolischen Administrators Weihbischof Manfred Grothe". Zum ursprünglichen Interviewtermin war er noch „Generalvikar". Foto mit freundlicher Druckerlaubnis der Pressestelle des Bistums Limburg.

An Sie werden hohe Erwartungen gestellt. Wie gehen Sie damit um, wenn alle sagen: „Der schafft das schon"?

Ich glaube, da schützt mich meine Unbedarftheit und Bodenständigkeit. In der Regel nehme ich mich selbst gar nicht so wichtig. Aber mir macht es Freude, mit anderen gestalten zu dürfen und ich liebe die Kirche.

Können Sie bei Ihrer Aufgabenfülle überhaupt noch Seelsorger sein?

Ich glaube, dass auch die Leitungsaufgabe ein geistliches Geschehen ist. Die Gespräche im Ordinariat mit den dort Arbeitenden und mit den Menschen im Bistum sind Seelsorge. Das ist natürlich eine abstraktere Form als die Seelsorge in der Pfarrei. Und zum Glück gibt es dann noch Firmungen und Feiern, wie unlängst die Zulassungsfeier unserer erwachsenen Taufbewerber. Das rührt mich immer wieder an, Menschen in den Sakramenten die Gegenwart Gottes zusprechen zu dürfen und ihn in diesen Menschen zu finden.

Inwiefern nutzen Ihnen Ihr Lizentiat in katholischer Theologie und ihre Pastoralausbildung in ihrer jetzigen Tätigkeit?

Eine gute Ausbildung und das Privileg, Theologe sein zu dürfen, habe ich immer als große Hilfe erfahren. Was wir lernen in der Theologie und in der Spiritualität hat die Kraft, Persönlichkeit zu prägen, eine Haltung zu vermitteln und das Denken zu schulen. In Sankt Georgen und im Germanicum waren Jesuiten meine Lehrer, und ich bin überzeugt, dass ich in diesem Geist viel geschenkt bekam, um die Wirklichkeit gut wahrzunehmen, aber eben in der Haltung eines glaubenden und vertrauenden Menschen. In den letzten Monaten, der angespannten Phase, haben mir die ignatianische Weise der Unterscheidung der Geister und die Haltung der Indifferenz sehr geholfen, um den größtmöglichen Gestaltungsspielraum zu bewahren. Es geht bei unseren Entscheidungen um das Reich Gottes und nicht um die Durchsetzung meines Willens.

Wenn wir noch einmal auf einen größeren Zusammenhang schauen und den Priestermangel betrachten wollen: Wie sehen Sie die Chancen für Laientheologen in Seelsorge und Verwaltung, wenn man bedenkt, dass besonders leistungsfähige Priester oft aus der Seelsorge entkoppelt und mit Verwaltungsaufgaben beschäftigt werden?

Ich glaube, dass der Mangel eine Konstante in der Geschichte der Weitergabe des Evangeliums ist. Und da sitzen Priester und Laien im selben Boot. Es ist nicht die Aufgabe der Laien, die Priester zu entlasten. Wer aus Berufung und Sendung, egal ob Priester oder Laie, sich mit seiner ganzen Persönlichkeit in den Dienst der Kirche stellen möchte, wird immer eine sinnvolle und erfüllende Aufgabe finden. Aber wir werden es nicht leicht haben. Einerseits leben wir als Kirche im viel zu großen Gewand. Unsere kirchlichen Strukturen stammen aus der hohen Zeit der Volkskirche. Sie werden zusehend zur Last anstatt uns zu entlasten. Das ist unser internes Problem. Andererseits sind wir als konfessionell geprägte Menschen in einer säkularen und pluralistischen Gesellschaft permanent unter Rechtfertigungsanspruch. Priester und Laien, wir sollten aber die Leute nicht vergessen, die normalen Gläubigen, wir müssen uns gemeinsam diesen Herausforderungen stellen. Und das am besten noch missionarisch. Also, ich glaube wir haben tatsächlich eine Aufgabe vor uns - und deshalb auch eine Chance.

Was erwarten Sie dann von der neuen Theologengeneration in Sankt Georgen?

Dass sie mit gesundem Selbstbewusstsein die Geschichte der Kirche in ihrer Zeit weiterschreiben wird. Ich bin jetzt Mitte 50, mit einiger Erfahrung und in einer Aufgabe mit sehr schöner Gestaltungsmöglichkeit. Aber die Kirche fängt mit uns nicht an und hört mit uns nicht auf. Wenn junge Leute mit großen Idealen, mit Leidenschaft für den Glauben, der Fähigkeit zu denken, mit Liebe zu Christus und zu den Menschen – eben Theologen – sich den Herausforderungen ihrer Zeit stellen, dann werden sie auch eine Weise finden, diesen gerecht zu werden.

Wir sind schon am Ende unseres Gespräches: Wollen Sie den Sankt Georgener Studenten noch etwas mitgeben?

Theologiestudenten studieren wie alle oft auf die Prüfungen hin. Für mich hat Theologie aber etwas mit Würde zu tun. Sie ist etwas Schönes. Die eigentliche Theologie fängt an, wenn man das, was man im Studium gelernt hat, nachher im Leben umsetzt. Wenn man eine Leidenschaft, ein Gespür entwickelt und erkennt, dass vieles von dem, was man lernt, auch mit dem Leben zu tun hat. Ich selbst lebe ganz viel von dem, was ich im Studium gelernt habe und merke immer mehr, was das mit dem Leben zu tun hat. Dafür aber braucht es Austausch. Deswegen war für mich ein Pfarrhaus mit vier bis fünf Leuten genial. Wenn man merkt, dass das eigene Handeln eine theologische Dimension bekommt, dann wird es erst spannend.

Herr Generalvikar, wir danken Ihnen für das Gespräch.

Die Fragen stellten Carolin Brusky und Moritz Hemsteg.

Anzeige

FRANKFURTER THEOLOGISCHE STUDIEN

2013, VIII und 496 Seiten, geb. 66,– d.
ISBN 978-3-402-16058-9
FTS, Band 69

2013, VIII und 473 Seiten, geb. 29,– d.
ISBN 978-3-402-16057-2
FTS, Band 70

2014, ca. 272 Seiten, geb. ca. 44,– d.
ISBN 978-3-402-16059-6.
Erscheint ca. Mitte 2014 / FTS, Band 71

Die „Frankfurter Theologischen Studien" (FTS), herausgegeben von den Professoren der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt a. M., wurden im Jahr 1969 mit dem Ziel gegründet, der Bewegung theologischen Fragens und Suchens, die durch das Zweite Vatikanische Konzil ausgelöst worden war, einen neuen Weg zu eröffnen. Die seitdem erschienenen Untersuchungen decken ein weites Themenfeld ab, mit Schwerpunkten in den Bereichen biblische Theologie, Patrologie, Konziliengeschichte, Dogmatik und Theologie der Ökumene, Moraltheologie und Theologie der Spiritualität. Seit 2011 erscheinen die „Frankfurter Theologischen Studien" im Verlag Aschendorff.

2011, X und 326 Seiten, kart. 42,– d.
ISBN 978-3-402-16055-8
FTS, Band 67

2012, VIII und 184 Seiten, kart. 32,– d.
ISBN 978-3-402-16056-5
FTS, Band 68

Aschendorff Verlag

Einfach bestellen unter:

fon: 0251 / 690-136
mail: buchverlag@aschendorff.de
web: www.aschendorff–buchverlag.de

Kontaktriese mit ansteckendem Optimismus

Weihbischof emeritus Gerhard Pieschl

Vorgestellt

PETER LÜCKEMEIER
Lokalchef der FAZ

Seine Wohnung hat etwas Ungewöhnliches und etwas Anheimelndes. Wirklich ungewöhnlich oder doch mindestens etwas schräg ist sie, weil sie im Obergeschoss des Limburger Ordinariats liegt. Dieser Sitz der Verwaltung des Bistums Limburg atmet den Geist stiller, sehr stiller Bürokratie. Von Freitagnachmittag bis Montag früh liegt sie sogar im Tiefschlaf – alle Türen verschlossen, kein Mitarbeiter am Platz. Und ergo ist Weihbischof emeritus Gerhard Pieschl in dieser Zeit mutterseelenallein. Bliebe der Aufzug stecken, würde es wohl lange dauern, bis Hilfe käme.

Anheimelnd ist die große Wohnung, weil sie nicht nur voller Andenken steckt, voller Teppiche und Devotionalien und Polizeihelmen, sondern weil drei gedeckte Tische auf Gäste warten: Teller, Besteck und Gläser sind einladend eingedeckt, die Tassen stehen Kopf, damit sie nicht einstauben. Was für eine schöne Geste der Gastfreundschaft! Und was für eine zu Herzen gehende, stumme Bitte um Besuch, um Nähe, um Freundschaft! Natürlich ist es höchst unwahrscheinlich, dass irgendwann die Glocke geht und spontan Menschen in Kompaniestärke hereinschauen, um sich an Gerhard Pieschls Tischen häuslich niederzulassen. Dabei wäre er glücklich und ganz in seinem Element, denn Dr. h.c. Gerhard Pieschl ist ein Mann, der die Menschen liebt. Dass er als Koch bestehen kann, hat er bei Gelegenheit bewiesen. Und dass er trinkfest ist, sowieso. Wer nach etlichen Gläsern Bier und beinahe so vielen Becherovkas noch artikuliert sprechen kann, hat Übung in Gastfreundschaft. Der Kräuterbitterschnaps Becherovka stammt aus dem Sudetenland, heute Tschechien, und von dort kommt auch Gerhard Pieschl, genauer gesagt aus Mährisch Trübau, das heute Moravská Třebová heißt.

Gerhard Pieschl ist ein Vertriebener. Er war ein Kind, als seine Familie fliehen musste. Noch neulich hat er davon erzählt. Das war im Limburger Dom, als er seinen achtzigsten Geburtstag mit einem festlichen Hochamt feierte, unter den Konzelebranten das Domkapitel und noch einige andere geistliche Herren. Es war feierlich und erhebend, und als Pieschl „den lieben Franz Kamphaus“, den unvergessenen Bischof der Diözese Limburg, den Gläubigen präsentierte, klatschten sie demonstrativ Beifall. In seiner Ansprache erzählte Gerhard Pieschl aus den dramatischeren Tagen seiner Kindheit. Da wurde es im ohnehin stillen spätromanischen Gotteshaus noch stiller und dichter – wenn doch nur alle Prediger und Redner öfter Geschichten erzählten! Er sprach davon, dass er im Alter von zwölf mit seiner Mutter, der Oma und den Geschwistern von russischen Soldaten angehalten wurden. Sie sollten sich an die Wand stellen, der Tod durch Erschießen stand unmittelbar bevor. Doch unablässig betete die Großmutter den Rosenkranz. Und sei es, dass der Herrgott ein Einsehen hatte und die Russen wegschickte oder dass die Russen irritiert oder verunsichert waren von dieser tiefgläubigen alten Frau, dass sie vielleicht an ihre eigenen frommen Omas daheim dachten – sie machten kehrt, die Familie Pieschl war gerettet.

Gerhard Pieschl wurde Priester. Einer jener besonderen Priester, die einem im Gedächtnis bleiben und die etwas in den Menschen berühren und in Bewegung bringen. Er ist bis heute von ansteckendem Optimismus. Wenn ihm jemand ins Auge sagt, er sei Atheist, dann antwortet Pieschl weder: „Schande!“ noch „schade.“ Vielmehr entgegnet er lachend: „Prima! Dann können wir Sie ja vielleicht noch überzeugen!“

Pieschl ist ein Kontaktriese und tritt sofort in Beziehung zu anderen Menschen, seien es Minister, Generäle oder Marktfrauen. Er hat auch im nicht übertragenen Sinn keine Berührungsängste und sucht Körperkontakt, aber ohne Penetranz. Und ihm ist in der Rede die Gabe gegeben, Aufmerksamkeit zu erzeugen. Bischof Franz-Peter Tebartz-van Elst hatte das sehr anschaulich geschildert, als er bei Pieschls Goldenen Priesterjubiläum davon erzählte, wie ein Auftritt des Limburger Weihbischofs vor der Deutschen Bischofskonferenz üblicherweise verlief: Die Tagesordnung nahm ihren Gang, mancher Bischof, Erzbischof oder Kardinal war mehr in die Lektüre der Tageszeitung versunken als in den Fortgang der Sitzung. Doch dann ergriff Gerhard Pieschl das Wort und siehe da: Nach und nach senkten die Herren Mitbrüder das bedruckte Papier und lauschten den lebhaften Ausführungen des Mannes aus Mährisch Trübau. Das Protokoll registrierte hinterher oft „allgemeine Heiterkeit“.

Weihbischof emeritus Gerhard Pieschl, F.A.Z., Foto: Frank Röth

Heiter blieb Pieschl ganz überwiegend auch, als er in der Hierarchie aufstieg. Von 1977 bis 2009 war er Limburger Weihbischof, fünf Jahre neben Wilhelm Kempf, 25 neben Franz Kamphaus, ein Jahr neben Franz-Peter Tebartz-van Elst. Er hatte als Militärdekan mit Lehrauftrag an der Bundeswehrschule in Koblenz an seiner Doktorarbeit gesessen, als Bischof Kempf ihm sagte: „Ich brauche keinen Doktor, sondern einen Weihbischof.“ Zum Doktortitel ist Pieschl dann später doch noch gekommen, nämlich als Ehrendoktor der ungarischen Universität Pécs. Auch an anderen Auszeichnungen mangelt es dem Träger des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse und der Wilhelm-Leuschner-Medaille nicht.

Doch hatte er mindestens zwei Mal in seinem Leben auch unter seinem Amt zu leiden. Das war der Fall, als er – vielleicht in Übereinstimmung mit seiner eigenen Haltung, auf jeden Fall aber im Gehorsam gegenüber Papst Johannes Paul II. – jene Schwangerenkonfliktberatung auflösen musste, die Franz Kamphaus so am Herzen gelegen hatte. Der zweite Konfliktfall trat ein, als er sich in Sachen Laienbeteiligung mit dem Präsidenten der Diözesanversammlung überwarf.

Als er achtzig wurde, blickte Gerhard Pieschl in einer Pressekonferenz auf sein Leben zurück und sagte: „Jetzt bin ich im Greisenalter.“ Aber das war allenfalls selbstironisch und lag sonst ganz neben der Wirklichkeit. Denn Pieschl ist immer noch aktiv, springt bei Firmungen und seelsorgerischen Aufgaben ein, begleitet Leserreisen für die Bistumszeitung und pflegt als langjähriger Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für die Vertriebenen manchen Kontakt nach Osteuropa. Nach wie vor freut man sich, ihn zu treffen. Er scheint mit sich im Reinen und verbreitet auch als Person die frohe Botschaft. Und von dieser Sorte Priester kann es ja nie zu viele geben.

»Alles hat ein Ende, nur die Wurst hat zwei«

Seelsorge bei Drogenabhängigen

ANSGAR WUCHERPFENNIG SJ
Professor für Exegese des Neuen Testaments

Vergangenes Jahr, in den letzten Februartagen ist Tom* am Bahnhof von der Polizei gefunden worden; eine kleine Meldung stand darüber im Lokalteil der FAZ: Tom war der vierte Drogentote in Frankfurt im Jahr 2013. Ein paar Wochen vorher hatte ich ihn im Krankenhaus besucht, Tom fehlte seine Lutherbibel. Von der Einrichtung hatten sie ihn ins Krankenhaus gebracht und dabei einige seiner Sachen mitgenommen, aber seine Bibel nicht. Tom war nun wirklich kein Frommer aus dem Bilderbuch. Aber seine Bibel gehörte zu den Dingen, die er bei sich hatte. Er bat mich, ihm eine zu bringen. Als ich ein paar Tage später mit einer neuen Bibel wieder in seinem Krankenzimmer stand, hat Tom vor Rührung geweint. Als er aus dem Krankenhaus entlassen worden war, habe ich seine Spur verloren. Zu Toms Themen gehörten: die Psalmen in der Bibel, die Kirche, Heavy-Metal-Musik – am liebsten christliche – und immer wieder Jesus. Tom war schon früh in die Drogenszene geraten, und er war Jesusfreak. Psalm 23 war ihm besonders lieb: „Du stillst mein Verlangen und sättigst mich." Er meinte, manchmal würde ihm der Vers helfen, wenn er *turkey* sei. Tom ist von seiner Familie beigesetzt worden. Bei der Trauerfeier erzählte der evangelische Pfarrer, Tom sei schon als Jugendlicher immer mehr unter die Macht der Drogen geraten und irgendwann seien Tom und seine Familie ihre eigenen Wege gegangen: „Das musste auch so sein…", würdigte der Pastor. Die Drogen haben Tom immer mehr von seiner Familie entfremdet, mit allem, was dazu gehört: Unregelmäßiges Nach-Hause-Kommen, Lügen, Stehlen im eigenen Haus. Irgendwann hat die Familie einen Schnitt gesetzt. Aber bei allen Drogen: Tom hat Jesus geliebt; was er mir bei meinen Besuchen erzählt hat, war nicht geheuchelt. Er hätte keinen Grund gehabt, mir etwas vorzumachen; was hätte es ihm gebracht?

Tom hat bis wenige Monate vor seinem Tod im Eschenbachhaus gelebt, dort leben etwa 20 langjährige Drogenabhängige in einer Betreuten Wohngemeinschaft. Es ist ein niedrigschwelliges Angebot; die meisten Bewohner wären, wenn sie nicht dort wären, in der Drogenszene auf der Straße. Die Betreuung liegt bei zwei Sozialarbeiterinnen, einem Sozialarbeiter und der Leiterin des Hauses. Soweit ich es schaffe, gehe ich sie einmal in der Woche besuchen. Tom ist nicht der einzige, den ich bei diesen Besuchen auf seinem letzten Weg begleitet habe. Walid war ein Muslim, als ich ihn das letzte Mal auf der Intensivstation gesehen habe, konnte er nicht mehr sprechen, hat mich aber noch wahrgenommen: „Du wirst nicht allein sein, wenn es jetzt weiter geht, weißt Du das?", habe ich gefragt, und er hat ruhig genickt. Wenn jemand von den Bewohnern stirbt, gibt es eine Abschiedsfeier für das ganze Haus. Eine Kerze brennt, ein Bild von dem Verstorbenen wird aufgestellt, und die, die es bewältigen können, kommen dazu. Oft haben die Sterbenden Wünsche für diese Feier, nicht immer gerade die, die einem Seelsorger einfallen. Manfred hat sich als Lied gewünscht: „Alles hat ein Ende, nur die Wurst hat zwei", Hermann die Hymne von Eintracht Frankfurt: „Im Herzen von Europa, da liegt Frankfurt am Main, da gibt sich auch die Bundesliga oft ein Stelldichein …" Diese Wünsche lassen den Verstorbenen auf der Trauerfeier noch einmal präsent sein. Am Schluss bei Psalm 23 singt der ein oder andere auch schon zaghaft mit: „Der Herr ist mein Hirte, nichts wird mir fehlen." Der Tod ist aber nicht der einzige Weg, sich aus dem Haus zu verabschieden: Karim hat wieder eine Wohnung gefunden, Monika schon früher, die beiden sind jetzt zusammen.

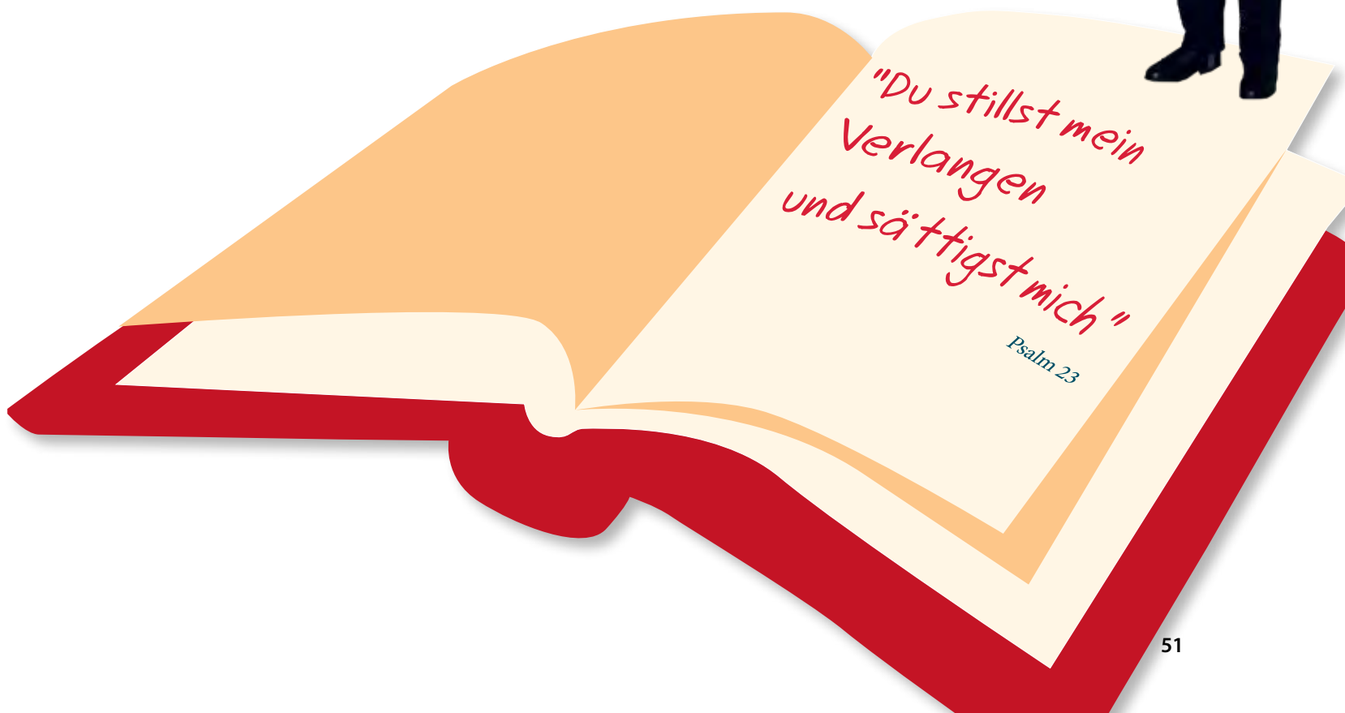
„Warum machst Du das eigentlich?", hat mich mal ein Freund gefragt. Die Frage ist berechtigt. Das Eschenbachhaus bietet ein Betreuungsangebot für substituierte Drogenabhängige, die an HIV oder einer anderen lebensverkürzenden Krankheit leiden. AIDS, Hepatitis, Krankenhauskeime, dazu die gesamte Psychologie von Drogenabhängigen, daran musste ich mich erst gewöhnen, und bin immer noch dabei. Vor mir ging ein anderer Jesuit jahrzehntelang dorthin, Pater Bernhard Kilian. Der Trägerverein des Hauses geht mit auf seine Initiative zurück: der Suchthilfeverbund Jugendberatung und Jugendhilfe e.V., damals die erste katholische Hilfe für Drogenabhängige in Frankfurt. „Mir war es wichtig, den Drogenabhängigen eine Würde zu geben", das hat mir Bernhard Kilian am Anfang mitgegeben. Im vergangenen Jahr ist Bernhard Kilian mit 77 Jahren in Köln gestorben.

Sicherlich, meine Besuche bei den Drogenabhängigen haben auch mit der Art und Weise zu tun, wie wir Jesuiten Theologie treiben sollen. Den drei Jesuiten, die Ignatius 1546 als Konzilstheologen nach Trient schickt, trägt er auf: „Die Spitäler irgendeiner Stunde oder Stunden des Tages zu besuchen, die sich für die Kranken am besten eignen; bei den Armen beichthören und sie trösten und ihnen sogar, wenn es möglich ist, irgend etwas mitbringen. Wenn wir wenigstens drei wären, würde jeder jeden vierten Tag die Armen besuchen." Die drei Jesuiten waren auf höchster kirchenpolitischer Ebene tätig, aber sie sollten auch ganz unten sein, bei den Armen. Diese Spannung macht Theologie bei den Jesuiten aus.

Aber das ist für mich nicht der einzige Grund, dort hin zu gehen. Die Armen haben bei Gott eine einzigartige Würde; zu diesen Armen gehören die Bewohner im Eschenbachhaus. Etwas von ihrer Würde scheint oft auf, wenn ich dort bin. Nicht selten sind die Besuche dort ein Geschenk für mich. Tom hat mir einmal gesagt, als ich mich verabschiedete: „Ich bete für dich!" Er ist nicht der einzige, der es so gesagt hat. Bei Jesus Sirach heißt es: „Das Gebet des Armen dringt durch die Wolken. Es ruht nicht, bis es Trost findet. Es weicht nicht, bis der Höchste eingreift." (Sir 35:21)

** Die Namen in diesem Beitrag sind geändert.*

Pater Bernhard Kilian SJ, Foto: Kathrin Ploss



Anzeige

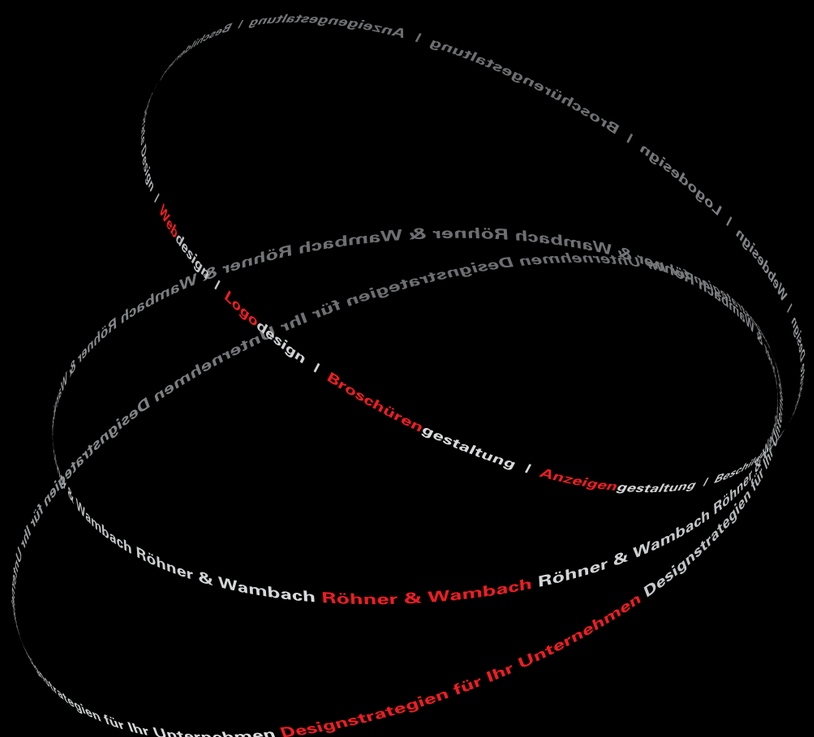
Röhner & Wambach
Design-Consultants

Wir gestalten für Sie:

- Namensfindung
- Logogestaltung
- Broschüren
- Periodika
- Flyer
- Internetseiten
- Suchmaschinen-optimierung

Rufen Sie uns an.

Offenbacher Landstraße 368
60599 Frankfurt am Main
Telefon: **069 65309830**
info@design-consultants.de
www.design-consultants.de



Anzeige

Digitaldruck & Kopien
Präsentationen
Bindungen
Konfektionen
Diplomarbeiten & Dissertationen
Scanservice
CAD- Plotservice
XXL- Druck bis DIN A0
Plakatherstellung
Gestaltung & Layout
Logoentwicklung
Textildruck
Overnight

Abhol- & Lieferservice

LG
DRUCKKULTUR GmbH

Elisabethenstr. 9 60594 Frankfurt
069 - 74 09 39 17
job@lgdruckkultur.de
www.lgdruckkultur.de

Bitte unterstützen Sie die Hochschule!

Stand der Dinge

PETRA MUTH
Hochschulsekretärin

In den vergangenen Ausgaben des GEORG haben wir drei Projekte vorgestellt, für die wir um Spenden geworben haben. An dieser Stelle möchten wir darüber informieren, was aus diesen Vorhaben geworden ist:

Stiftungsprofessur Katholische Theologie im Angesicht des Islams
In der Ausgabe 1/2012 hatten wir Sie mit unserem Plan bekannt gemacht, zum 1. Oktober 2014 eine Stiftungsprofessur zu Christentum und Islam einzurichten und mit einem jungen Jesuiten zu besetzen, der in beiden Theologien über akademische Qualifikationen verfügt. Bei der Finanzierung sind wir nicht zuletzt durch Ihre Spenden in Höhe von 8.964 € einen Schritt weiter gekommen. Das Finanzierungskonzept sieht vor, dass Zuwendungen von Privatpersonen und Firmen, aber auch ein Zuschuss des Verbands der Diözesen Deutschlands in einen Fonds fließen, aus dem im Umlageverfahren die Kosten der Professur gedeckt werden. Federführend bei der Einwerbung der Mittel ist der Freundeskreis Sankt Georgen unter seinem Vorsitzenden Hans-Joachim Tonnellier. Die Einrichtung der Stiftungsprofessur wird am 24. Oktober 2014 mit einem Festakt begangen werden.

Deutschkurs für internationale Studierende
Für dieses Vorhaben haben wir Spenden von fast 4.800 € erhalten. Mit dieser Summe kann der Deutschkurs für drei Semester finanziert werden. Somit startete zu Beginn des Wintersemesters im Oktober letzten Jahres der Kurs unter Leitung von Dr. Martin Hopf, einem promovierten Philosophen, der auch als Deutschlehrer an einem Frankfurter Sprachinstitut tätig ist. Unsere internationalen Studierenden trafen sich jeden Mittwochabend zum zweistündigen Unterricht, um ihre Kenntnisse der deutschen Sprache, insbesondere im Hinblick auf das Theologiestudium, weiter zu vertiefen. Der Kurs wird im Sommersemester 2014 fortgesetzt.

Deutschlandstipendium
Hierfür sind aufgrund des Artikels im letzten GEORG 2/2013 bisher Spenden von 3.215 € eingegangen. Zusammen mit den bereits davor eingeworbenen Geldern haben diese Spenden es ermöglicht, dass die Hochschule Sankt Georgen auch für den Zeitraum April 2014 bis März 2015 die Höchstzahl von sieben Stipendien an leistungsstarke und engagierte Studierende hat vergeben können. Die Höhe eines Jahresstipendiums beträgt 3.600 €; eine Hälfte wird vom Bund beigesteuert. Neben den Studienleistungen sind die Motivation und Entwicklungsfähigkeit, herausragendes ehrenamtliches Engagement und die soziale Situation der Studierenden Kriterien für die Auswahl der Stipendiaten.

Wir danken an dieser Stelle allen Spendern ganz herzlich für ihre Unterstützung für die Arbeit unserer Hochschule!
Über weitere Spenden für diese Projekte würden wir uns sehr freuen.

Spendenkonto
Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen e. V., PAX-Bank e. G.
Ktnr.: 4003 600 101 / BLZ 370 601 93
BIC: GENODED1PAX/ IBAN: DE13 3706 0193 4003 6001 01
Verwendungszweck:
> Stiftungsprofessur (GEORG 2/2012)
> Deutschkurs (GEORG 1/2013)
> Deutschlandstipendium (GEORG 2/2013)

Nachgedacht

Der Philosoph Karol Wojtyła – heiliggesprochen am 27. April 2014 in Rom

JÖRG SPLETT
Professor emeritus für Philosophie

Bei Karol Wojtyła habe ich meine Philosophie-Definition wiedergefunden: Methodisch-kritische prinzipielle Reflexion auf Grunderfahrungen. Methodisch-kritisch meint den Wissenschaftscharakter, prinzipiell steht für die Wahrheitsfrage, von der die modernen Wissenschaften absehen. Das lässt sich leicht in die klassisch-scholastische Definition überführen, die auch der junge Karol Wojtyła gelernt hat: Wissenschaft von allem, ohne Objekt-Beschränkung und unter allumfassender Rücksicht, über die spezifischen Perspektiven der Einzelwissenschaften hinaus. Oder: Wissenschaft von allem, was wirklich wie möglich ist. Gestützt nur auf die natürliche Vernunft, im Gegenüber zur Glaubens- und Offenbarungswissenschaft Theologie.

Methodisch-kritisch und prinzipiell geht es aber um die Grunderfahrungen des Menschen. Anders als die klassische Definition thematisiert Wojtyła eigens die Erfahrung, angefangen von seiner Dissertation über Juan de la Cruz: Die *Doctrina de fide* erarbeitet er aus der Glaubenserfahrung eines Mystikers. Die erste Lubliner Vorlesung hat den Titel „Akt und Erlebnis", und das Hauptwerk „Person und Tat" fragt danach, was „die Erfahrung des Handelns" zu denken gebe.

Die Erfahrung rückt den Einzelnen, die Person ins Licht der Aufmerksamkeit, während Denken und Vernunft als solche eher im Allgemeinen daheim sind. Der Einzelne in seiner herausgeforderten Existenz, besonders im Gewissen, ist zugleich ein Kennwort der Moderne – positiv wie negativ. So geht der Papst auf die Erfahrungen der Menschen ein, als Ausgangs- wie als Zielpunkt.

Warum wurde er aber dennoch während seines Pontifikats im Unterschied zu Papst Benedikt so wenig als Denker und Philosoph wahrgenommen? – Sicherlich liegt dies wohl auch an der gezielten Desinformation seitens des sowjetischen Geheimdienstes, der es unternahm, der Welt den Polen als schlichten, frommen Marienverehrer zu präsentieren. Für das öffentliche Bewusstsein wurde die Israelreise ein markanter Wendepunkt. Sodann stieß innerkirchlich – vor allem hierzulande – besonders seine Anthropologie des Leibes, der Geschlechtlichkeit auf großen Widerstand: als altmodisch und zu simpel. Vor allem aber ist die beeindruckende Vitalität und Virilität Wojtylas zu nennen. So stellt man sich normalerweise eben keinen Wissenschaftler und schon gar nicht einen Philosophen vor. Aber: Ist es übrigens nicht wirklich so, dass seine gesellschaftlich-politische Lebensleistung sowohl sein dichterisches wie sein denkerisches Wirken übertrifft? In der Tat ist er schließlich nicht zuerst Philosoph. Der Philosoph wird im Aufstieg zum Absoluten theozentrisch. So Platon: „Gott allein ist allen seligen Ernstes wert" (Nomoi VII 803c). Anders der Seelsorger, der mit Gott auf die Menschen zugeht. In diesem Sinne hieß die Antritts-Enzyklika Johannes Paulus II. *Redemptor Hominis* – Erlöser des Menschen. Doch ruft auch Seelsorge den Menschen zu Gott nicht bloß des Menschen wegen, sondern letztlich *ad maiorem Dei gloriam*.

Zum Weiterlesen:
Ausführlicher zu seinem Denken und Dichten: Staunend vor dem Menschen. Das Denken Papst Johannes Pauls II. (Hg. H.-G. Nissing / St. Zekorn), Kevelaer 2011.

Anzeige

HIER WERDEN BÜNDE FÜRS LEBEN GESCHLOSSEN.

Portal zum Standesamt im Frankfurter Römer

UNSERE KUNDENBEZIEHUNGEN ÜBERDAUERN OFT GENERATIONEN.

Frankfurter Volksbank

Börsenstraße 7–11, 60313 Frankfurt am Main
Telefon 069 2172-0

»GEORG« ist das Magazin der Hochschule Sankt Georgen. Es greift das Motto der Hochschule Pietati et Scientiae auf und dokumentiert ihre Arbeit mit Nachrichten und Beiträgen aus der philosophischen und theologischen Wissenschaft sowie zur Spiritualität.

Viel Vergnügen beim Studieren der Zeitschrift!

ISSN 2195-3430

Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen | Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt/Main
fon: 069. 6061-0 | mail: rektorat@sankt-georgen.de | web: www.sankt-georgen.de